

**„Durch Webers Betrügerey die Hände so gebunden“
Helmina von Chézys Kampf
um die Urheberrechte an ihrem *Euryanthe*-Libretto
in ihrer Korrespondenz und Brief-Entwürfen
von Till Gerrit Waidelich¹**

„Unvergessen“ – jenes Stichwort, das Helmina von Chézy (1783-1856) als Leitgedanken wählte, unter dem sie ihre Memoiren verfaßte² – gedachte sie auch für ihren Stellenwert in der Literatur- und in der Musiktheatergeschichte zu reklamieren. Als sie gegen Ende ihres Lebens nach rund fünfzig-jähriger Publikationstätigkeit Rückschau hielt, wurde ihr bewußt, daß all ihre Aktivitäten, sich als Dichterin einen bleibenden Namen zu verschaffen, letztlich doch nur dank ihrer Verbindung zu Weber und Schubert eine gewisse Chance hatten. Aufgrund ihres Textbuchs zur *Euryanthe* und ihres Schauspiels *Rosamunde* (beide 1823 in Wien uraufgeführt) gelang es ihr, unter den hunderten mehr oder minder begabten deutschsprachigen Schriftstellern ihrer Zeit einen denn doch beachtlichen, bis heute währenden Bekanntheitsgrad zu erlangen, wie problematisch diese Werke – aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet – letztlich auch sind.

Unseligerweise war Chézy für Weber schon die zweite Librettistin eines seiner großen Werke, mit der er in einen äußerst unerquicklichen, öffentlich ausgetragenen Diskurs geriet. Bei Friedrich Kind (1768-1843) und seinem Libretto für den *Freischütz* hatten sich zwar bekanntlich gewisse inhaltliche Differenzen über Detailfragen weitgehend einvernehmlich klären lassen, aber gerade der überwältigende Erfolg des Gespanns Weber-Kind brachte es mit sich, daß der Textautor seine Rolle plötzlich in ganz anderem Lichte sah. Angesichts der Tatsache, daß diese Oper das erste Werk Webers mit europa-

¹ Bei der Ausarbeitung dieses Beitrags wurde der Verfasser von einer ganzen Reihe von Institutionen und Personen unterstützt. Abgesehen von jenen Bibliotheken und Archiven, die die Quellen verwahren und deren Veröffentlichung in diesem Rahmen zustimmten – dem Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Wienbibliothek im Rathaus, der Staatsbibliothek zu Berlin sowie der Biblioteka Jagiellońska, Kraków/Polen – sind hier insbesondere Frau Eveline Bartlitz, Frank Ziegler sowie die anderen Mitarbeiter der Carl-Maria-von-Weber-Gesamtausgabe zu nennen, ferner auch Irina Hundt, Maria-Verena Leistner und Robert de Clercq. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

² Bertha Borngräber (Hg.), *Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy. Von ihr selbst erzählt*, Leipzig 1858.

weiter Breitenwirkung war, empfand Kind sich als einen gleichsam fast übergangenen Katalysator dieses Phänomens. Das vielzitierte und durchaus originelle Bonmot, was denn „Maria ohne Kind“³ gewesen wäre, spricht dafür, daß auch andere Kinds spezifische Rolle bei diesem Werk als unabdingbar ansahen, und es lag auf der Hand, daß er ein außerordentliches Selbstbewußtsein entwickelte und meinte, nur er persönlich sei in der Lage gewesen, diesen Erfolg Webers zu ermöglichen. Die durchaus üblichen vertraglichen Regelungen zur Aufteilung des Profits schienen ihm angesichts der Popularität dieses Werks gleichsam hinfällig zu werden.



Helmina von Chézy
Zeichnung von Wilhelm Hensel (ca. 1822)
(Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin)

Mit Bedacht hatte Weber sich deshalb bei der nächsten Oper für eine Librettistin entschieden, bei der er derartige Probleme nicht befürchten zu müssen glaubte. Chézy hatte, als sie sich den literarischen Zirkeln Dresdens anschloß, zwar schon manches publiziert, was Anerkennung gefunden hatte, aber noch keinen wirklich großen Namen. Sie war nicht so einflußreich wie Kind, der als einer der Redakteure der Dresdner *Abend-Zeitung* wirkte. Eine weibliche, nur geringfügig ältere Mitarbeiterin mag Weber anfangs für minder forsch und selbstbewußt gehalten

³ Am 20. April 1823 hatte Ignaz Franz Castelli als Begleitbrief zu seinen Wiener Korrespondenzen unter dem Pseudonym „Höhler“ an den Redakteur der *Abend-Zeitung* Carl Theodor Winkler geschrieben: „*Ad vocem Weber* muß ich dir doch ein herrliches Epigramm schreiben, was hier in aller Leute Munde ist. – Es ist auf den Umstand bezogen daß sich Kind geärgert hat daß man überall nur Weber nennt und seiner gar nicht gedenket | Was sie doch übertrieben sind | Den Einen wollen sie vor Liebe fressen | Indeß sie auf den Andern ganz vergessen, | Was wäre wohl Maria ohne Kind?“; Wienbibliothek im Rathaus, H. I. N. 5974.

haben. Es war ihm und vielen anderen bekannt, daß Chézy für eine Publikation Friedrich Schlegels die Übersetzung der *Euryanthe*-Quelle aus dem Altfranzösischen beige-steuert hatte⁴, also mit Fug und Recht darauf pochen konnte, daß ihr auch die ferneren Verwertungsrechte an dem Sujet zustanden. Als Chézy zeitweise vorgehalten wurde, sich bei der Benutzung des Stoffes mit fremden Federn zu schmücken, war das ungerecht⁵. Und es war nur folgerichtig, daß sie sich gegen solche Unterstellungen verwahrte und diese ihre Übersetzung rechtzeitig vor der Opernuraufführung in etwas revidierter Fassung nochmals unter eigenem Namen drucken ließ⁶.

Es liegt auf der Hand, daß kaum ein Werk geschaffen werden konnte, das die Erwartungen zu erfüllen in der Lage war, die man 1823 an eine neue Oper Webers knüpfte. Aufgrund des sensationellen Erfolgs mit dem *Freischütz* lag die Meßlatte in unerreichbarer Höhe: Die Popularität und Wertschätzung dieser Oper wiederholen oder gar steigern zu wollen, war ein geradezu tollkühnes Unterfangen. Und bekanntlich hatte Weber sich nun auch noch für eine weniger populäre Gattung, eine anspruchsvollere, unübliche Form entschieden, die sogenannte „große“ Oper mit orchesterbegleiteten Rezitativen zwischen „geschlossenen“ Nummern. Zudem galt es, die kollektive Erwartungshaltung der Intellektuellen und der Journalisten im gesamten deutschsprachigen Raum zu befriedigen: Es sollte ein weiteres „vaterländisches“ Werk entstehen, das sich als identitätsstiftender Ausgangspunkt dazu hätte eignen sollen, die Stellung der deutschen Oper zu festigen. Angesichts dieser Voraussetzungen konnten die Auseinandersetzungen der Autoren des

⁴ [Helmina von Chézy,] „Geschichte der tugendsamen Euryanthe von Savoyen“, in: Friedrich Schlegel (Hg.), *Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters. Aus gedruckten und handschriftlichen Quellen*, Theil 2, Leipzig: Juniusische Buchhandlung, 1804; darin ohne Nennung der Übersetzerin. In den *Romantischen Sagen und Dichtungen des Mittelalters* innerhalb der Ausgabe der *sämmtlichen Werke Friedrich Schlegels* (Wien: Jakob Meyer und Compagnie, Bd. 7, 1823) wurde die *Euryanthe* dann nicht nochmals abgedruckt.

⁵ So schrieb Georg Lotz in seinen Hamburger *Originalien* noch Mitte 1824, Chézy blase sich in der *Abend-Zeitungs*-Beilage *Wegweiser* „wie eine Fischblase“ auf und maße sich nach wie vor die Autorschaft an der Übersetzung der *Euryanthe* an; vgl. *Originalien aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie* (Hamburg), Nr. 92, 2. Juli 1824, Sp. 734f. Ähnliche ungerechtfertigte Plagiatsvorwürfe finden sich u. a. in *Hekate. Ein literarisches Wochenblatt*, Jg. 1 (1823), Nr. 73, S. 581f., danach im *Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode* (Weimar), Jg. 38, Nr. 89, September 1823, S. 736 sowie später bei Saphir (vgl. Anm. 74).

⁶ *Euryanthe von Savoyen. Aus dem Manuscript der Königl. Bibliothek zu Paris: „Histoire de Gerard de Nevers et de la belle et vertueuse Euryant de Savoye, sa mie“ übertragen von Helmine von Chezy, geb. Frein Klencke*, Berlin: Vereins-Buchhandlung, 1823.

Freischütz auf der einen sowie der *Euryanthe* auf der anderen Seite kaum anders als kleingeistig wirken, und sie waren ein bedauerliches Randphänomen für all jene, die sich ein markantes Zeichen erwartet hatten für die Institutionalisierung einer großen deutschen Nationaloper, die als veritables Pendant der Vorformen der Grand-opéra in Paris hätte gelten können. Gaspard Spontinis Präsenz in Berlin ließ es – wenn man sich auf die Intentionen der Zeit einläßt – um so gebotener erscheinen, hier ein überdeutliches Zeichen zu setzen.

Es ist weder möglich noch nötig, die Einzelheiten des inhaltlichen Disputs zwischen Weber und Chézzy, die sprachliche und formale Details des Librettos betreffen, hier auszubreiten, da dies bereits eingehend dargestellt wurde⁷ und wiederum dokumentiert werden wird⁸.

Bemerkenswerterweise scheint der aus Berlin stammende, inzwischen in Paris wirkende Maurice Schlesinger (1798-1871) bereits 1822 über Chézys Rolle bei der Übersetzung der mittelalterlichen Quelle informiert gewesen zu sein, wie er in einem Brief an sie aus Paris vom 21. Juni 1822 andeutet. Schlesinger, Sohn und Kompagnon des gleichnamigen Berliner Musikverlegers, spekulierte in seiner Korrespondenz mit der Librettistin darauf, daß ihm Chézys Kontakte zur Dresdner *Abend-Zeitung* und zu deren Redakteur Karl Theodor Winkler (1775-1856) nützlich werden könnten, und er drehelte viele Komplimente an die Adressatin, die er als „*Fantasiereiche* Frau von *Chezy*“ titulierte. Daneben erwähnte er, daß eine Übersetzung von Kinds *Freischütz*-Libretto ins Französische aus ihrer Feder – mit Rezitativtexten – erwogen wurde:⁹

⁷ Michael Charles Tusa, *Carl Maria von Weber's Euryanthe. A Study of its historical Context, Genesis and Reception*, Diss. masch. Princeton (USA) 1983 und ders., *Euryanthe and Carl Maria von Weber's Dramaturgy of German Opera*, New York 1991. Eingegangen wird darauf außerdem von Joachim Veit, „Gehört die Genesis des »Euryanthe«-Textbuches zum »Werk«?“, in: *Der Text im musikalischen Werk. Editionsprobleme aus musikwissenschaftlicher und literaturwissenschaftlicher Sicht*, hg. von Walther Dürr u. a. (Beihefte zur Zeitschrift für deutsche Philologie, H. 8), Bielefeld 1998, S. 184-211.

⁸ Die Libretto-Ausgabe von Chézys Oper wird analog zu jener des *Freischütz* von Solveig Schreier vorbereitet: *Der Freischütz. Romantische Oper in drei Aufzügen. Text von Friedrich Kind. Musik von Carl Maria von Weber. Kritische Textbuch-Edition* in Zusammenarbeit mit der Carl-Maria-von-Weber-Gesamtausgabe hg. von Solveig Schreier. (*Opernlibretti – kritisch ediert*, hg. von Irmlind Capelle und Joachim Veit, Bd. 1), München: Allitera Verlag, 2007.

⁹ Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (nachfolgend BBAW), Archiv, NL Chézzy 614. Die Uraufführung der *Euryanthe* war ursprünglich für Herbst 1822 geplant – darauf bezieht sich der letzte Halbsatz.

„Zuförderst eile ich mich Sie zu bitten ja unsern guten Weber dran zu halten daß er Ihre Übersetzung des Freischütz seiner Musik *adaptirt*, und daß ich dieselben baldigst erhalte, sehr freue ich mich solche hier zu sehen, doch müssen *Recitative* dazu *componirt* werden, um solche in der großen Oper zu geben, da dieselbe nur in diesem Theater gegeben werden kann, auch freue ich mich herzlich auf Ihre neue Oper deren *Composition* doch wohl auch vorrückt, da wie ich höre sie im *October* in *Wien* gegeben werden soll.“

Offenbar spekulierte Schlesinger schon auf die Rechte am Vertrieb beider Opern in Paris, und möglicherweise hatte die Chézy sich ihm oder seiner Familie gegenüber schon selbst dahingehend geäußert, daß nicht nur die operngerechte Ausarbeitung der *Euryanthe*, sondern das Sujet seit langem in ihrer Adaption vorlag. Dieser Akt der deutlichen Positionierung ihrer Rolle stand also bereits 1822 und damit vor dem unangenehmen, mündlich und schriftlich ausgefochtenen Schlagabtausch mit Weber, zu dem beide immer wieder Personen ihres Vertrauens heranzogen, die zu gewährleisten hatten, daß alles korrekt abgewickelt wurde und keine Mißverständnisse entstehen konnten. Die Differenzen zwischen Weber und Chézy, die in erster Linie aufgrund differierender Anschauungen auftraten, wie der finanzielle Profit zu regeln sei, werden im folgenden nun erstmals primär aus dem Blickwinkel Chézys zu beleuchten sein¹⁰, da es aus ihrer Feder eine ganze Reihe von Äußerungen gibt, die indessen keine durchweg konsequente Haltung wiedergeben (zumal sie auch zu einem Gutteil nur in ihrem eigenen Nachlaß¹¹ überliefert wurden).

Vielmehr wechselte Chézys Verhältnis zu Weber deutlich: Bis zum Frühjahr 1823 stand sie ihm als begeisterte, ja geradezu enthusiasmierte Weggefährtin zur Seite und war auch bereit, weitgehend flexibel auf seine steten Änderungswünsche einzugehen. Dies allerdings nicht immer mit Fortune, teils wenig durchdacht und verhältnismäßig unorganisiert, zumindest waren weder Weber noch sie in der Lage, die Folgen einzelner Änderungen am Text,

¹⁰ In seinen Memoiren stellte aber auch der ansonsten seiner Mutter äußerst kritisch gegenüberstehende Wilhelm Chézy Helminas Standpunkt in ihrem Konflikt mit Weber aus deren Blickwinkel dar, vgl. ders., *Erinnerungen aus meinem Leben. Helmina und ihre Söhne*, Bd. 1, Schaffhausen 1863, S. 312-314.

¹¹ Auch einzelne durchaus lesenswerte Bruchstücke ihrer Memoiren gelangten nicht in deren Druckfassung, vgl. etwa Irina Hundt u. Till Gerrit Waidelich, „Im gastlichen Hause Mendelssohns«. Erinnerungen an den Mendelssohnschen Salon von Helmina von Chézy“, in: *Schubert : Perspektiven* 5 (2005), Heft 1, Stuttgart 2001, S. 92-110.

die für die Dramaturgie und innere Logik oft sehr weitgehende Konsequenzen hatten, bis ins letzte Detail zu erwägen¹². Doch ist ihre Erörterung dieser Dinge stets zu einem einvernehmlichen Ende gekommen, nur sah sich die Chézy nach der Uraufführung immer wieder genötigt, auf Vorbehalte und Vorwürfe von Kritikern in öffentlichen oder privaten Stellungnahmen zu antworten. Diese Rechtfertigungen Chézys, dramaturgische und sprachliche Details des Librettos betreffend, sollen hier jedoch nur am Rande berührt werden¹³.

Aber als Chézy dann im Vorfeld der Uraufführung auf die Idee verfiel, von jeder „Haupttheaterdirektion“, die das Werk zu spielen beabsichtigte, ein eigens und unmittelbar an sie selbst ausgezahltes Honorar einfordern zu wollen, wurde diese damals im deutschen Sprachraum unübliche Praxis für Weber zu einer Bürde, zumal Chézy von ihm verlangte, bei jedem Aufführungsvertrag neuerlich dafür einzutreten, diese Forderung durchzusetzen. Letztlich erklärte er sich dazu zwar bereit, doch erhoffte sie sich zeitweilig auch noch Vorschüsse von ihm, zumal sie vermutete, daß er rasch bedeutende Einnahmen erzielen werde. Der dadurch entstehende Konflikt brachte es mit sich, daß über den Zeitraum bis zu Webers Tod 1826 ein teils offener, teils versteckter Kampf um diese Abgeltungen der Librettistin geführt wurde. Und dieser wurde noch weitaus unsensibler ausgefochten, als sich herausstellte, daß der erwartete Sensationserfolg dieser Oper ausblieb. Erst nach Webers Tod gelangte Chézy wieder zu einer besonneneren Haltung¹⁴, erkannte in den ihr noch verbleibenden 30 Lebensjahren mehr und mehr, daß die Zusammenarbeit mit Weber letztlich die wichtigste und interessanteste Option ihres Lebens war, gedachte seiner in mehreren privaten und publizierten Äußerungen als eines mit ihr befreundeten Genies und kam schließlich im Alter, bereits erblindet und auch sonst nicht mehr gesund, sogar auf die Idee, nochmals Aufführungen der *Euryanthe* als Benefizvorstellungen für ihre zerrütteten Verhältnisse zu initiieren¹⁵. Als sie sich wieder rückhaltlos zu dem Werk

¹² Vgl. insbes. Veit (wie Anm. 7).

¹³ Diese Veröffentlichungen Chézys erschienen bereits ab Ende 1823 in Wiener Zeitschriften, und sie ging auf diese Dinge in ihrer Privatkorrespondenz sowie nochmals in ihrem *Euryanthe*-Artikel in Robert Schumanns *Neuer Zeitschrift für Musik* sowie ihren Memoiren mehr oder minder ausführlich ein; vgl. etwa Helmina von Chézy, „Carl Maria von Webers Euryanthe, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Oper“, in: *Neue Zeitschrift für Musik*, Bd. 13 (1840), S. 1ff.

¹⁴ Unter anderem entfloß ihrer Feder gleich ein Nachruf in Versen „An C. M. v. Weber 1826“, Autograph und Abschrift: BBAW, Archiv, NL Chézy 182.

¹⁵ Vgl. die Wiedergabe ihres diesbezüglichen Briefwechsels in: *Rosamunde, Drama in fünf Akten von Helmina von Chézy. Musik von Franz Schubert. Erstveröffentlichung der überarbei-*

bekannte, war dies nicht nur die nackte finanzielle Not, vielmehr hatte sie in all den Jahren einen Läuterungsprozeß durchgemacht.

Daß das Verhältnis zwischen Komponist und Librettistin über einen langen Zeitraum vergleichsweise ungetrübt war, ist ihrer jeweiligen Korrespondenz mit Dritten zu entnehmen. Die Frage, warum der als Schriftsteller so gewandte Weber nicht selbst zu seinem Librettisten wurde, gilt es daher wohl kaum zu erörtern, denn die Entscheidung, Chézy zur Mitarbeit zu ermuntern, traf er selbst. Offenkundig war es ihm wichtig, zumindest ein textliches Rohmaterial zur Verfügung zu haben, an das er dann selbst Hand anlegen konnte, eine Vorlage, an der er sowohl in dramaturgischen, szenischen, sprachlichen als auch musikalischen Belangen mit- und weiterarbeiten wollte.

Schon in frühen Stadien der Zusammenarbeit erfolgte eine offene Diskussion coram publico, wie Chézys Äußerung gegenüber Karl Theodor Winkler vom 13. Februar 1822 belegt:¹⁶

„Hier ein etwas unvollkommenes d. h. noch von mir in der Weber-schen Abschrift umgearbeitetes Concept, das Vorletzte der Euryanthe. Ihr Urtheil wird mir wichtig seyn. Ich habe noch Weber gefragt, ob er es gern sähe, daß ich Ihnen die Oper zum Lesen schickte, er sagte, es machte ihm Freude.“

An die Redakteurin des Cottaschen *Morgenblatts*, Therese Huber, meldete Chézy aus Dresden am 30. März 1822 schon ein wesentliches Moment, nämlich die noch unübliche Entscheidung für die Gattung der „Großen Oper“:¹⁷

„Ich habe für C. M. v. Weber eine ernste, große Oper gedichtet: ganz zum Durchkomponiren, die bereits in Wien durch die Censur paßirt ist, ohne daß ihr nur eine Sylbe im Schlund geblieben wäre, worüber ich mich recht freue, Weber ist schon recht fleißig dabey. Außerdem glüht er ordentlich für diese Dichtung.“

Der Wiener Buchhändler Johann Baptist Wallishausser (1791-1831) bot der Chézy in einem Brief vom 27. April 1822 an, er wolle *Euryanthe* verlegen¹⁸.

teten Fassung. Mit einem Nachwort und unbekannten Quellen, hg. von Till Gerrit Waidelich, Tutzing 1996, S. 42ff.

¹⁶ Wienbibliothek, H. I. N. 26155.

¹⁷ Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar, Signatur: 88.23.3/10.

¹⁸ BBAW, Archiv, NL Chézy 675.

In seinem Brief aus „Wien d. 28. Juny 1822“ regte Wallishausser an, sie möge ein Vorwort zur *Euryanthe* schreiben. Die jeweiligen Auflagen des Librettos sollten auf 1000 Exemplare beschränkt bleiben¹⁹. Am 10. September 1822 ist im Brief des Leipziger Ästhetik-Professors Amadeus Wendt (um 1783-1836) davon die Rede, daß dieser offenbar ein weiteres Chézy-Libretto an einen Komponisten vermitteln wollte, was sie aber ablehnte²⁰. Am 1. Mai 1823 äußerte Wendt gegenüber Chézy den Wunsch, sie möge ihm das *Euryanthe*-Libretto mitteilen²¹. Die Welle der Sympathie, die ihr zunächst entgegenschlug, führte zu hochfliegenden Plänen, so bekannte sie gegenüber einem Theaterdirektor, sie sei „Entschlossen, u durch die unendliche Zufriedenheit Webers mit meiner Euryanthe aufgemuntert, mich dem dramatischen Fach ausschließlich u mit voller Kraft zu widmen“²².

Sie genoß zu dieser Zeit auch die Wertschätzung weiterer Literaten, die davon ausgingen, es verspreche Erfolg, sich an der Chézy zu orientieren, so etwa die des Librettisten von Louis Spohrs *Jessonda*, Eduard Heinrich Gehe (1793-1850)²³. An einen Wiener, wahrscheinlich an Ignaz Franz Castelli

¹⁹ BBAW, Archiv, NL Chézy 675. Das Datum lautet eindeutig nicht 1823, auch der Leipziger Poststempel besagt, daß es sich um 1822 handelt!

²⁰ BBAW, Archiv, NL Chézy 682. Möglicherweise handelte es sich aber auch um ein fremdes Libretto.

²¹ BBAW, Archiv, NL Chézy 682.

²² BBAW, Archiv, NL Chézy 908, Blatt 102; Brief-Entwurf, betreffend eine Aufführung ihrer Übersetzung des *Galan fantasma*; Chézy wandte sich mit diesen Worten an Adolph Schröder oder Daniel Huray („Wohlgeborner Herr! Hochzuverehrender Herr Direktor!“) in Danzig. Die Erwähnung Webers empfahl sich allein schon deshalb, da dessen Bruder Edmund dort engagiert war. Wie bei vielen vergleichbaren im Nachlaß überlieferten Briefentwürfen der Chézy kann nicht sicher entschieden werden, ob die Schreiberin den Text weiter ausarbeitete und einen (fast) gleichlautenden Brief absandte; in diesem Fall hätte sie dann den Entwurf als Beleg bei sich behalten.

²³ Am 4. oder 7. Januar 1821 wollte Gehe Chézy seinen dramatischen Versuch vorlesen. Am 26. April 1821 (Datum nicht ganz sicher) bedankte er sich für Chézys Vermittlung einer Darstellung seines Versuchs im *Conversationsblatt*. Am 24. Juni 1821 schickte er seine *Dido* an die Chézy, wollte diese auch ins *Conversations-Blatt* vermitteln. Am 23. Dezember 1821 schließlich sandte er eine neue Kleinigkeit an sie sowie am Neujahrstag 1822 seine *Anna Boleyn*. Am (vermutlich) 11. April 1822 wollte er *Anna Boleyn* zurückhaben, Chézy hatte wohl noch keinen Aufsatz darüber verfaßt. Am 28. Juli 1822 stellte er richtig, er sei nicht redaktioneller Mitarbeiter der *Abend-Zeitung*, nur Korrekturleser der Gedichte, da habe er versehentlich ein Gedicht für Helminas gehalten; er entschuldigt sich. Am 15. Mai 1823 nahm Gehe nochmals auf *Anna Boleyn* bezug, über die die Chézy im *Conversations-Blatt* schreiben sollte; BBAW, Archiv, NL Chézy 380.

(1781-1862) als Herausgeber eines ihrer Gedichte, schrieb Chézy am 2. Mai 1823 von Ideen, in Wien als Dramatikerin zu reüssieren:²⁴

„Es wäre möglich daß ich Ende Sommers einige Wochen in der Kayserstadt zubrächte. Wie sehr würde es mich dann freuen alle diejenigen zu sehen, die mir aus der Ferne in Gesinnung u Wort stets wahr u werth gewesen, u worunter Sie in doppelter Beziehung des innern Werthes u der äußern Zeichen eines schätzbaren Wohlwollens für meine Dichtungen, u wie ich hoffe, für mich, gewiß auch gern die Pilgerin willkommen nennen.

mit Achtung u Ergebenheit | Ihre

Helmina von Chézy | geb. Fr. Klencke

Ich habe ein kleines, scherzhaftes, wie man versichert, sehr gelungenes Stück in 1 Akt: den Annen-Quell fertig könnt ich durch Ihre Güte erfahren wie ichs schnell u leicht in W. auf das Theater brächte, u auf welches? –“

Wenn tatsächlich Castelli Adressat des Briefes war, so war Chézys Anliegen, mit ihm in ein vertrautes und gutes Verhältnis zu kommen, bereits vergeblich. Er hatte längst ein alles andere als schmeichelhaftes Urteil über ihr Libretto gefällt und am 20. April 1823 an Winkler geschrieben: „Die Euryanthe der Chézy ist meiner Meinung nach ein saft- und kraftloses Reimgeklengel. Ich weiß nicht wie Weber Hand daran legen kann Mit dem dramatischen scheint's nicht gehn zu wollen. |:*entre nous*:|“²⁵.

An Münchner Adressaten meldete Chézy aus Dresden am 22. Mai 1823 offenbar noch ohne den entferntesten Gedanken an kommende Meinungsverschiedenheiten: „Weber ist sehr fleißig an meiner Euryanthe, die hoffentlich auch in München erscheinen wird. Sie dürfen von seinem Eifer u meinem guten Willen diesmahl etwas Außerordentliches erwarten.“²⁶ Unmittelbar

²⁴ Wienbibliothek, H. I. N. 54892; zweifellos ist der Brief, dessen Empfänger nicht genannt wird, an den Herausgeber eines Taschenbuchs in Wien gerichtet. Erwähnt sind Biedenfeld und Caroline Pichler als weitere Autoren für jenes Taschenbuch, das deutet auf den Jg. 2 von Castellis *Huldigung den Frauen* (auf das Jahr 1824, erschienen 1823), der Beiträge aller Genannten enthält. Wallishausser, der jährlich das Taschenbuch *Aglaja* herausbrachte, kommt als Empfänger des Briefs nicht in Betracht, weil in den relevanten Jahrgängen der *Aglaja* zwar Beiträge der Chézy und der Pichler, nicht aber von Biedenfeld zu finden sind (ebenso verhält es sich mit Jg. 1 der *Huldigung den Frauen* für 1823).

²⁵ Wienbibliothek, H. I. N. 5974.

²⁶ BBAW, Archiv, NL Chézy 881, Bl. 36.

danach („Dresden am letzten May 1823“) übermittelte sie Weber ihre Ideen, künftig von der Arbeit als Theaterautorin leben zu wollen:²⁷

„Indem ich Ihnen Verehrtester Freund! die letzthin verlangten Aenderungen zusende, so rechnen Sie es nicht meinem, Ihnen wahrhaft ergebenden, für Ihren Ruhm glühenden Herzen zu, sondern meiner zerdrückenden Lage, wenn ich schon jetzt über einen von uns noch unerörterten Punkt von Ihnen Aufklärung wünsche, u zugleich bittend um kräftige Mitwirkung zu meinem Wohl mit Freudigkeit, und doch auch mit Scheu vor Ihnen hintrete. Es ist bey Gott für Sie so redlich gemeint, als für mich, was Sie thun können werden Sie freudig thun, alles hat sich bis jetzt zwischen uns zart und würdig gestaltet, u so soll es bleiben!

Als Sie mich, da ich eben an die Arbeit gehn wollte, im Okt: 1821 fragten: welch Honorar ich mir ausbedinge? sagt ich: Sie sollten mir geben, was recht wäre, ich verstünde nichts davon, u wüßte überdem nicht ob die Arbeit zu Ihrer Zufriedenheit ausfallen würde.

Als Sie mir nun die mir durch Sie von der Wiener Direktion bewilligten 30 *Ducaten Honorar* sandten schrieb ich Ihnen einige Zeilen, die so ganz aus meinem Herzen floßen, daß ich sie noch auswendig weiß.

Wir hielten damahls die Euryanthe bis auf wenige, vielleicht nothwendige Kleinigkeiten für vollendet, sie hatte mir Freude gemacht, u wenig Zeit gekostet, u, unbekannt mit Theaterverhältnißen, hätt ich auch damahls ruhig seyn können, wenn ich anders gedacht hätte, da Sie diese Verhältnisse früher oder später kennen mußten. Jetzt hat sich die Sache anders gestaltet, nicht ohne Aufopferung von Zeit von Ihrer Seite, nicht ohne Ihre Anstrengungen, ist es mir gelungen, nach einem Jahre u drüber, das Werk zu Ihrer vollkommensten Befriedigung aus unzähligen Umarbeitungen heraus, vollendet zu schaffen. Hie u da ist eine Hemmung eingetreten, die außer meiner Schuld lag, doch auch Sie waren am Arbeiten gehemmt u willkommen u gut wird das Werk gezeitigt erscheinen.

Jetzt darf ich Sie recht herzlich u freundschaftlich fragen: Welche Ansprüche Sie bey jedem der übrigen Haupttheater für die Dichterin der Euryanthe, in ihrem Namen, u vielleicht der Natur der Sache nach als deren Wortführer zu machen berechtigt sind?

Ein schnell vollendetes, leichtes Machwerk hoch anschlagen zu wollen, weil Sie es auf Ihres Genius Flügeln durch die Welt hinschwingen, würde

²⁷ BBAW, Archiv, NL Chézy 868.

ich erröthen, u wenn ich bedürftiger wäre, als ich bin; doch meine Arbeit war schwer u hat mich die ganze Zeit abgehalten sonst etwas Ausgezeichnetes zu leisten, u Sie selbst sind der feurigste Lobredner derselben. Der Ruhm, rechtschaffen u liebevoll für die Belohnung Ihres Dichters gesorgt zu haben ist Ihrer würdig u nothwendig zu Ihrer innern Befriedigung; Ich könnte deshalb, zumahl da Sie durch eine Verheißung[?] als Sie mir das Honorar schickten, (der ich doch nur diesen Sinn unterlegen kann) sich noch gegen mich verpflichtet haben, auch ohne Anfrage ruhig seyn, doch dient jetzt eine Erläuterung u Festsetzung dieser Angelegenheit so ganz zu meiner innern Aufrechthaltung, daß ich, nun Sie sich als zufrieden erklärt, mir die gutgemeinte Anfrage, wiewohl nicht ohne innern Widerwillen gestatte, denn nur das, was Sie jetzt aus eignem Antriebe für meinen nächsten u entfernten Vorthail festsetzten, was frei von Ihnen ausginge, könnte mir recht süß gewesen seyn. Möge keines meiner Worte verletzend oder einer Mißdeutung unterworfen, gestellt seyn. Mein Herz bedarf Ihrer Ueberzeugung: daß meine ehemalige unbedingte Hingabe an Ihr Herz u Ehrgefühl nicht liebevoller wär, daß mein Streben für Sie nicht redlicher u uneigennütziger war, als diese Anfrage ist, u daß diejenige Sie unmöglich verletzen kann u will, die ehrlich u treu Ihre Sie ehrende Freundin ist

Helmine

Ueber die 78 von Ihnen für Wallishauser empfangnen Thaler nächstens. Er hat mir, leider, blos 25 gebracht. Diese Sache liegt, natürlich, außer dem Kreise des Geschäfts.“

Obwohl der Brief Weber gewiß nicht in dieser Form erreichte (denn er hat sich in Chézys Nachlaß erhalten), erfuhr er ihre diesbezüglichen Gedanken auf ähnliche Weise und äußerte sich dann auch unmißverständlich dazu²⁸. Daraufhin wollte Chézy an Weber „D.[resden] 5 Junius 23.“ folgende Nachricht absenden:²⁹

„Lieber Freund! Ich habe mich seit gestern krank geschrieben um Ihnen zu beweisen was Sie eigentl. wissen müßten, erfahren werden, oder, was Ihnen Ehrgefühl, Vernunft u Herz zurufen werden, wann es auch sey.

²⁸ In Webers Tagebuch liest man am 1. Juni 1823 „Brief von der Chezy erhalten!!!“ und am 4. Juni „Brief an die Chezy conzipirt.“ Alle nachfolgenden Tagebuch-Zitate Webers folgen der in Vorbereitung befindlichen Edition der Weber-Gesamtausgabe (Übertragung Dagmar Beck).

²⁹ BBAW, Archiv, NL Chézy 868.

Am Ende läsen Sie sich krank u verdrießlich an dem langen Brief, das soll nicht seyn, schreiben ist nichts, abschicken ist Alles! Arbeiten Sie ruhig fort, nichts störe Sie! Geschieht mir Unrecht, u muß es dabey bleiben, so wird es mir der Himmel auf andre Weise ersetzen, u es soll mir den Genuß an Ihrer himmlischen Composition meiner Euryanthe nicht verkümmern! Wenn Sie fertig seyn werden haben Sie bessern Raum zur Ueberlegung. Sie haben Ehrliche, Vernunft, Einsicht, ich meine Rechte. Wie Sie jetzt die Sache anzusehn scheinen, kann ich nur, Ihre Worte an Graf Brühl parodirend sagen: doch, was klage ich denn, ich bin ja nur der Dichter?

Helmina“

Dieser offenbar gleichfalls nicht abgesandte Brief der Chézy dürfte ihren Standpunkt getreulich wiedergeben³⁰. Anlaß für den folgenden Brief an einen Theaterdirektor war vermutlich ihre Adaption des Calderónschen *Galan fantasma* unter dem Titel *Der Geliebte als Gespenst*, aber auch die Verhandlungen bezüglich der *Euryanthe* werden hier thematisiert:³¹

„Euer Wohlgeboren

Habe ich die Ehre ein Stück zu übersenden, welches in Berlin, Dresden, München, Leipzig, Braunschweig, Weymar u. a. O. mit freundlicher Güte aufgenommen worden u mit Liebe einstudirt u ausgestattet wird. Die geringen Schwierigkeiten, welche das Studium der spanischen Sylbenmaße darbietet, sind besonders durch sorgfältiges Streben nach Ungezwungenheit u Lebendigkeit des Dialogs beseitigt u überhaupt habe ich gesucht das spanische Stück deutsch zu nehmen, wozu die Elemente, aus denen es besteht, sich wie von selbst darbieten, es ist mehr Charakterzeichnung darin als in den meisten Calderonischen Stücken.

³⁰ In Webers Tagebuch finden sich dazu folgende Notizen: am 16. Juni „Brief von der Chezy erhalten. ganz krank darauf geworden.“, am 17. Juni „um 8 Uhr nach Dr.[esden] zu Kühn wegen der Chezy. an die Chezy geschrieben und um Unterredung gebeten. Antwort von ihr erhalten.“, am 20. Juni „mit der Chezy verständigt.“, am 13. Juli „zu Fr: v. Chezy, Brief Formular mit ihr entworfen, obwohl sie kein Recht mehr hat etwas zu fodern.“

³¹ BBAW, Archiv, NL Chézy 881. Der Empfänger ist nicht sicher zu erschließen: Aus inhaltlichen Gründen liegt nah, daß der Adressat in Süddeutschland wirkte, aber weder in Wien noch München. Da von einem Königreich die Rede ist, könnte Württemberg gemeint sein (also Hoftheater-Intendant von Lehr in Stuttgart, wo man tatsächlich über vier Bühnen verfügte), das Großherzogtum Baden mit Mannheim oder Karlsruhe kommt dagegen eher nicht in Betracht, zumal dort auch keine vier Theater zur Verfügung standen, wie in den größten Städten (Wien, Berlin und München).

Euer Wohlgeboren ausgebreiteter Wirkungskreis bey der Sorge für die höheren Kunstgenüße die der blühendsten Städte des Königreichs u Deutschlands überhaupt macht Ihnen vielleicht die Erfüllung meiner Bitte schwierig, aber ich wage sie dennoch – ich ersuche ergebenst um baldige Entscheidung. Das Honorar werden Sie vielleicht lieber mir zu bestimmen überlassen, als es mir selbst anbieten, und da ich ungefähr ermeßen kann, wie hoch Sie gewöhnlich ein Stück honoriren das auf Beifall rechnen darf u den Abend füllt, so glaube ich keine unbescheidne Forderung zu machen, wenn ich es zum Gebrauch für alle vier Theater auf 12 *Ducaten* anschlage, es ist mir in Berlin mit 20 Frd'or, in Dresden mit 10 Frd'or in München mit dem Honorar bezahlt worden, welches ich die Ehre habe Ihnen vorzuschlagen. Gedruckt wird es noch sehr lange nicht, da ich es erst mit späteren Arbeiten herauszugeben gedenke, allein ich habe in keinem meiner litterarischen Verhältnisse Eigennutz bewiesen. Ich hoffe auch meine Euryanthe wird über Süddeutschlands gesegnete Fluren schweben. Weber ist bald damit fertig. Ich habe bey dieser Gelegenheit die Ehre Euer Wohlgeboren zu bemerken, was Ihnen mein Freund Weber ohne Zweifel auch bemerken wird daß der Text der Euryanthe besonders an mich bezahlt wird, da ich diese Uebereinkunft mit dem Compositeur getroffen habe. Ich will jedoch dadurch den verehrlichen H.[aupt] Th.[eater] D.[irektionen] die Acquisition nicht erschweren, u überlaße denselben die nähere Bestimmung des Honorars aus eignem Antriebe. Daß das Stück *furore* machen wird ist zu ermeßen, ich darf meinen jahrelangen Anstrengungen nur einen Theil seines Glücks zuschreiben, deshalb verlange ich auch nur einen bescheidenen Antheil an der Belohnung. Es bleibt, wie gesagt den verehrlichen H. Th. D. welche die Euryanthe vom genialen Tonsetzer verlangen, oder eingesendet bekommen, ganz überlassen, wie sie die Dichtung eines Werkes, das mit Liebe u Fleiß vollendet, zweckmäßig gelungen den Abend füllt, belohnen wollen. Noch habe ich die Ehre zu bemerken, daß die Erfüllung der Bedingung eines angemessenen Honorars für mich unerläßlich ist, wenn die Oper aufgeführt werden soll.

Die ich mit auszeichnender Hochachtung verbleibe | Euer Wohlgeboren

Ergebenste | Helmina von Chezy geb. v. | Klencke

Adresse: Abzugeben bey *H. Hofrath Carl Winkler* | *Dresden*.

Dresden den 27 Junius 1823.“

Weitere Dokumente von der Hand Chézys, die ihre Adressaten gleichfalls nicht – oder jedenfalls in anderer Form – erreichten, belegen, daß die Auseinandersetzung nach und nach einen äußerst unerquicklichen Verlauf nahm. An wen Chézy den folgenden Brief zu adressieren trachtete, ist unbekannt³². Es kommt in erster Linie eine Berlinerin in Frage, die selbst – oder deren Mann – enge Kontakte zum Generalintendanten Carl Graf Brühl (1772-1837) hatte, vielleicht Amalie von Helwig (1776-1831):³³

„Theure Freundin! da ich Sie in einer mir wichtigen Angelegenheit um Rath u Auskunft gebeten, muß ich Ihnen, auch ohne erst Ihre Antwort abzuwar[ten] den Fortgang melden, u öffne das Päckchen an Ihren würdigen Gemahl, um noch diesen Brief einzulegen.

Diesen Morgen trat unvermuthet W. zu mir ein³⁴. Er hatte schon schriftlich geäußert wir wollten lieber unsere Angelegenheit mündlich ausmachen, u einen dritten mitbringen wollen, ich aber hatte wieder geschrieben, er möchte lieber allein kommen u ich bäte ihn Alles zu thun, was in seinen Kräften stünde, damit unsre augenblickliche Mißhelligkeit nicht unter die Leute komme u Aergerniß gäbe oder Gerede gäbe

Da ich mich von Anbeginn überhaupt so unbedingt seiner Leitung u Kunde anvertraut ziemte es mir nicht einen andern Weg einzuschlagen,

³² Der Bezug dieses und des folgenden Briefes zum Berliner Generalintendanten Brühl – der natürlich auch immer wieder in Seifersdorf bei Dresden weilte – läßt vermuten, daß Chézy an eine Berliner Freundin schrieb. Es könnte sich um Amalie von Helwig handeln, die Schriftstellerin war, einen literarischen Salon initiierte und deren Mann (ein Schwede) preußischer General war. Das Verhältnis von Chézy und Helwig war recht ambivalent und teilweise von empfindlichen Differenzen geprägt, ähnlich wie jenes zu Caroline Fouqué (1773-1831), der Frau von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué, die auch in Erwägung zu ziehen wäre. Als Berliner, „deren liebevoller Antheil für unser Werk mich zumeist befeuerte“, nennt die Chézy in ihrem *NZfM*-Beitrag von 1840 (wie Anm. 13, Nr. 9 vom 29. Juli 1840, S. 34f.) zudem „Hofrath Esperstädt mit seiner werthen Gattin“. Möglich wäre auch Elise von Hohenhausen (1789-1857), die von 1822-1824 in Berlin lebte. Als Freundinnen der Chézy in den 1820er Jahren kommen ferner folgende Damen in Betracht: Charlotte von Ahlefeld (1777-1849), Therese Huber (1764-1829) und Amalie Schoppe (1791-1858), sie lebten aber nicht in Berlin.

³³ BBAW, Archiv, NL Chézy 881. Das hier zusammenhängend wiedergegebene Schreiben ist in der Nachlaßmappe in Form zweier Fragmente überliefert (Beginn bis „... vorziehen würde –“ als Nr. 51, Ende ab „Können Sie mir ...“ als Nr. 42); die Zusammenführung folgt sowohl formalen (Tintenfarbe, Papiertyp und -größe sowie Faltung, Schriftduktus) als auch inhaltlichen Gesichtspunkten.

³⁴ Entgegen der Briefdatierung vermerkt Weber in seinem Tagebuch das Zusammentreffen mit der Chézy am 20. (nicht 21.) Juni; vgl. Anm. 30.

eh er mich nicht selbst dazu zwänge. Sie wissen, liebe Frau! wie ich mich oefters darüber ausgedrückt. So kam er denn heut selbst u allein, u Sie können denken, daß ich ihn freundlich u auf eine Weise empfing, die ihm Muth machen mußte Alles in Freundlichkeit zu erörtern. Ich verhielt mich leidend u ruhig, u suchte ihn blos mit Sanftmuth u Artigkeit auf die richtige Sach Ansicht hinzuleiten, welches mir denn auch so ziemlich gelang. Er stellte die Ansicht auf, das Werk sey nicht mein Eigenthum, so wie er es componirt habe, u daß Wien u nicht er die 30 Ducaten dafür bezahlt, sey Privat-Verhandlung u habe nichts mit unserer Angelegenheit gemein. Ich konnte das nicht zugestehen, u er kam auch in sofern ab, daß er mir zugab, die Zufriedenheit die ich damahls bezeugt, könne sich nicht auf die neue Arbeit ausdehnen, auch äußerte er es thäte ihm leid nicht gewußt zu haben, was ich ihm aus Erfahrung versichern durfte, daß Wien überhaupt immer das Opernbuch honorirt, u immer viel höher als mir geschehen. Ich bat ihn noch eine Nachforderung für mich zu machen, dies schlug er mir jedoch auf die freundlichste Weise ab. Dagegen aber versprach er mir bei jeder Haupttheater Direction, die ich ihm vorschlagen würde noch ein Honorar besonders für mich auszubedingen, u wünschte nun durchaus zu wissen welchen Ueberschlag ich mir im Ganzen gemacht, ich sagte: keinen. Er äußerte: er würde Schwierigkeiten finden, setzte hinzu: in Berlin sicher nicht, in Dresden schwerlich, doch wohl in manchen andren Ort, dabey zählte er mir einige Stückchen auf, die mancher Direktion denn freilich nicht Ehre machen. Uebrigens verlangte er nur, wie er sagte: daß ich nicht die Euryanthe in so fern für mein Eigenthum halten sollte daß ich mich erklärte sie dürfte nicht aufgeführt werden wenn mir nicht selbst beliebig gesetzte Bedingungen von allen Seiten erfüllt würden

Ich erklärte ihm, das sey nie mein Gedanke gewesen, u mein erstes Billet, worin ich ausdrücklich geschrieben hätte ihn darüber beruhigen müssen, indem ich schrieb: Was Sie für mich thun wollen muß gern, u aus Ueberzeugung daß es Recht sey geschehn, sonst will ich es lieber entbehren.

Sie sehn also, Lieber Engel, daß das alte freundliche Verhältniß wieder hergestellt ist, u daß Weber mir in der Hauptsache nachgegeben hat, indem ich sein Wort habe bey allen Haupttheaterdirektionen wie Berlin, Dresden, Cassel, München, Darmstadt, Hanover Hamburg Frankfurth etc. etc. Carlsruhe u. a. um ein Honorar für mich anzutragen.

Wenn mich nun sein ausgesprochener Zweifel ein wenig bange macht, ob die H. Th. D. auch sein Vorwort gelten lassen werden, so wünsche ich gleichwohl, die ganze Sache nicht ausufern[?] zu lassen. Ich möchte nicht gern den Compositör meiner Dichtung, für den ich mit Liebe gewirkt kränken, u möchte nicht, darf nicht meine Ansprüche aufgeben. Daß Weber jetzt aus freiem Antriebe das thut, was ich mir Anfangs hätte von ihm ausbedingen müssen, ist nun auch wieder brav, denn das konnte er wohl voraus wissen daß ich den Verlust meiner Vortheile einer oeffentlichen Zwistigkeit vorziehen würde –

Können Sie mir nun, theure Frau, Sie die Sie so klug sind u eine Sachkenntniß haben, einen Rath geben, wie ich (da ich nicht gierig handeln u meine Ansprüche nicht auf das Äußerste ausdehnen will), meine Ansprüche freundlich sichern, u gleichwohl alles Gerede u alle Weitläufigkeiten, auch die herbe Unannehmlichkeit Weber aufzubringen u zu disgustiren, vermeiden kann?

Können Sie mir ungefähr schreiben, (da Weber mich gebeten selbst meine Ansprüche festzustellen, u ich um Bedenkzeit angetragen) was ich in Berlin, was von kleineren Theatern für meinen Text verlangen kann u sollten mit Einsicht u Bescheidenheit gestellte Privatbriefe zu dem gewünschten Zweck helfen können?

Ich darf Sie kaum bitten mit Niemand von der Sache zu sprechen, da ich Sie selbst stets so eifrig besorgt gesehn, daß ich mir nicht Feindschaft machen soll, ich darf Sie auch wohl nicht erst darüber beruhigen, daß ich, wenn Sie es wünschen Ihren Brief gleich vernichten werde. Mir selbst ist am Meisten daran gelegen daß Weber nicht erfährt daß ich noch sonst Erkundigungen einziehe. Einmahl wo ich weder für meine erste Arbeit noch für die neue versäumt habe feste Bedingungen zu machen, steht meine Sache nicht so günstig für mich, wie zu wünschen wäre, indeß bin ich doch darüber im Reinen, daß ich sie noch in meiner Gewalt habe, ich weiß, ich könnte diese Gewalt in einer solchen Ausdehnung benutzen, wie W. mir andeutete, allein meine Grundsätze streiten dagegen, ich wünschte nur einen bescheidenen, mäßigen Vortheil, ich gönne es ihm in Rücksicht der größeren Mühe u Kosten, u auch des hinreißendern Effekts den Musik nun einmahl macht, daß er wirklich goldne Früchte pflückt u wünschte, ganz offen gesagt auch mit einigem Verlust den ungetrübten Frieden mit einem Manne, zu dem Gefühl für seinen herrlichen Genius u Freundlichkeit der geselligen Beziehungen in denen wir seit Jahren gelebt, hingezogen, u dessen Feindschaft mich

schmerzen, u mir vielleicht auch schaden würde. Auch deshalb werde ich von den Erläuterungen, die ich mit Zuversicht von Ihrer mir standhaft bewiesenen Freundschaft hoffe, so wie von Ihrem Rath, theure Frau, gewiß klugen u redlichen Gebrauch machen, ich hoffe ich darf Ihnen das nicht erst versichern. Wir sind, da wir ziemlich hart an einander waren doch so weit gediehen daß wir eine neue Arbeit so gut wie besprochen haben, wo ich mir aber die besten u zweckmäßigsten Bedingungen gleich ausmachen will, was ich freilich gleich bei dieser hätte thun sollen, u erklärt habe, es müsse nun geschehn. Ich habe einen ganz unübertrefflich anmuthigen u lebenvollen Stoff, ganz nach Webers Wünschen, denn er will u. a. auch Kriegsszenen, diese Oper aber wird mit Dialog untermischt³⁵. [...]

Mit der herzlichsten Dankbarkeit u Liebe theure Freundin Ihre
achtungsvoll ergebene

Helmine Chezy

Dresden 21 Junius 1823.“

Während dieser Brief nicht an die Adressatin abging – wobei nicht ausgeschlossen ist, daß Chézy einen ähnlichlautenden versandte –, mag dann aber der folgende vom 27. Juni 1823, der gleichfalls in Chézys Nachlaß verblieb, unmittelbar auf eine Nachricht der (selben?) Adressatin eingehen:³⁶

„Theuerste Freundin! Wie liebeich u gütig Sie es mit mir meinen bin ich doch recht in Angst daß etwa Graf Brühl erfahren haben sollte, durch mich nähmlich, was Weber allerdings oft geäußert hat, ein silberner Becher mit dem Datum der 50 Aufführung wäre ihm lieber gewesen³⁷ – nein ich hoffe herzlich zu Ihrer Güte und sonstigen Gesinnung für mich daß dies nicht vor dem Grafen ist gesagt worden, von mir kommend, eben weil eine kleine Spannung mit W. vorgefallen. Er hat es gesagt u ich kann seinem Gefühl wie ich Ihnen offen äußerte, nicht Unrecht geben, aber ich bereue es sehr, wenn dies Anlaß zu dem geringsten Mißverständniß geben sollte! Nun ich verlasse mich auf Ihre Klugheit.

³⁵ Über dieses nur hier erwähnte zweite gemeinsame Opernprojekt finden sich in Webers Tagebuchnotizen und Briefen keinerlei Hinweise.

³⁶ BBAW, Archiv, NL Chézy 881.

³⁷ Zu Webers Weigerung, anlässlich der 50. *Freischütz*-Aufführung in Berlin am 28. Dezember 1822 ein zusätzliches Ehrenhonorar von 100 Talern anzunehmen, vgl. Georg Kaiser (Hg.), *Carl Maria von Weber. Briefe an den Grafen Karl von Brühl*, Leipzig 1911, S. 37f.

Ihre Herzensgüte so gleich, daß wenn ein solches Wort geflogen ist, es bestmöglichst ausgeglichen werde! Ja? Gewiß! [...]

Gewiß hat es Ihr guter, herrlicher Mann am besten mit mir gemeint u am besten gemacht, wenn er schon dem Grafen etwas über die Verhältnisse zur *Euryanthe* geäußert. H v. Weber hat versprochen bey den *Haupt-theaterdirectionen* ein Honorar für mich zu verlangen, u ich habe ihn gebeten dies der Willkühr derselben anheim zu stellen, nun aber kann ich nicht wissen, ob es überall, wie in Wien ist, wo das Buch allemahl besonders honorirt wird. Ich hatte für die erste recipirte Arbeit nicht von H v Weber, wohl aber durch seine Hand 30 *Ducaten* v. Wien aus empfangen. Seitdem habe ich die Oper noch Achtmahl nach immer neu von ihm geäußerten Wünschen umarbeiten müssen, da doch die erste Arbeit nach seinem *Scenarium* abgefaßt war. Stoff u alles Wichtige der Ausführung sind von mir, u die Sache hat namenlos viel Zeit gekostet. Sollte nun Weber nachlässig für mich verfahren, so müßt ich allerdings gezwungenerweise u mit schwerem Herzen überall Einspruch gegen die Aufführung thun, bis mir mein Antheil würde, auf den ich unmöglich verzichten kann; ich würde dies nicht verdienen, da ich mit der liebevollsten Bereitwilligkeit alle Wünsche zu erfüllen, alle, die leisen wie die größten Schwierigkeiten zu besiegen gestrebt, wenn Weber mir ein angemessnes Honorar eigends zugesichert, oder jetzt angeboten hätte, so oder mir sagte ich sollte ein 5. Theil oder ein Sechs Theil von jedem Honorar bekommen, das ihm die H. Th. D. bewilligen, so brauchte sonst Niemand mit der Sache behelligt zu werden, u zur Ehre eines Freundes, den ich bisher so hoch gehalten wünsche ich, daß er so handeln möge. Jeder, selbst der kleinste Sortimentshändler, der etwas von mir druckt, verschont mich mit Weitläufigkeiten u mit Mißheligkeiten um wie viel mehr wäre das Webers Pflicht, der einen Moment gehabt, wo er ernstlich darauf bestand, ich sollte mich für eine Arbeit, die ich seinetwegen mit Einem Akt vermehrt, die ich seit 1821 für ihn fast ausschließlich beschäftigt gewesen auszuarbeiten, die ihm, schlecht gerechnet 6,000 Thaler einbringt, mit 30 *Ducaten* begnügen, die ich von Wien für welches die Oper gearbeitet, u zwar nur für Wien empfangen. Es lag nicht in meiner Absicht, theure Frau, daß der Graf bey der vorläufigen Anfrage etwas erfahren sollte, ich wollte mir Ihre Auskunft nur ganz privatim zu Gut kommen lassen. Ich verhele sogar nicht daß ich fürchten muß, meine vielleicht schlecht ausgedrückte, aber ganz herzlich u achtungsvoll gemeinte Erwähnung wegen des Geschenks habe Sie ein

wenig verletzt. Das ist nun unglücklich indeß möchte dies Ihnen leicht von einer andern Seite zugekommen seyn, da Weber genau das sagt, was früher Hofrath Kind über ihn sagte, als er äußerte: Er wäre vergnügt gewesen, wenn ihm Weber einen silbernen Becher mit Datum aus Berlin gebracht³⁸. Liebe Frau! Sie kennen mich so gut, ich hoffe wenigstens wir haben uns immer verstanden. Können Sie mir irgend etwas Schlimmes als höchstens eine Unbesonnenheit bei dieser Äußerung zutrauen?

Da es nun so weit gekommen ist, Theure, daß der verehrte Graf um die ganze Sache (ich meine um meinen Kummer wegen der *Euryanthe*) weiß, so überlaße ich es Ihrem lieben Gemahl ob er Ihm auch etwas von dem übrigen Inhalt meines jetzigen Briefes sagen will. Wer fühlt es schmerzlicher, als ich, daß ich allerdings recht unangenehm stehe? Webers Feindschaft, wenn es dahin kommen sollte, ist mir so wehmüthig schmerzlich als auch unangenehm in jeder Rücksicht; noch immer zaudere ich zu thun, was Rechtsgelehrte mir rathen, Einspruch an die H. Th. D. in einem Cirkular ergehen zu lassen, es ist ein für eine Frau so peinlicher als unangemeßner Schritt, ich wünschte aber, Sie wüßten mit welcher Sitte und Freundlichkeit ich gesucht hatte, die ganze Verhandlung einzuleiten, u wie ich Weber so vortheilhaft stellte, daß es ihm leicht würde, mich mit einem sehr mäßigen Honorar zufrieden zu stellen.

Ich verliere bey dieser seiner wunderlichen Ansicht der Sache viel in jeder Rücksicht, u er verliert die Aussicht auf eine neue Arbeit von mir, die ihm nützlich u wichtig gewesen wäre. Fern sey es von mir von Ihm viel zu verlangen weil sein Talent es ist, welches meine Arbeit über alle Bühnen fliegen läßt, er soll nur Einsicht u Rechtlichkeit genug gegen mich haben, um meine lange u mit vielen Aufopferungen bewerkstelligte Bemühung angemessen zu belohnen, wenigstens zum Theil!

[...] Wenn Geben seliger ist, denn Nehmen, wahrhaftig, so mach ich Sie recht selig, denn ich trette immer verlangend nach Auskunft vor Ihnen hin! Vergebung! u Liebe

Ihrer Ihnen von ganzer Seele | Ergebnen Freundinn |
Helmine Chezy

D. d. 27 Junius 1823“

³⁸ Möglicherweise Äußerung Kinds bezogen auf das von Weber angebotene Zusatzhonorar für den *Freischütz*; vgl. Webers Brief an Kind vom 27. November 1821, Erstdruck in: Friedrich Kind, *Der Freischütz. Volks-Oper in drei Aufzügen. Ausgabe letzter Hand ...*, Leipzig 1843, S. 167-169.

Daß sie die Entscheidung für eine Wien-Reise zu diesem Zeitpunkt noch nicht endgültig getroffen hatte, wird hier nochmals sehr deutlich. Gegenüber Winkler deutet sie am 1. Juli 1823 jedoch schon an, daß der Konflikt mit Weber ihre Produktivität lähme: „Mich hat die Sache mit W. so furchtbar gestört u angegriffen, daß ich früher nicht im Stande war etwas zu thun“³⁹. Wenige Tage später entschloß Chézy sich recht spontan, gleichfalls an dem Ereignis der Uraufführung teilzunehmen, einerseits wohl in der Hoffnung, Zeugin eines Triumphs zu werden, andererseits jedoch, um ihre Verdienste – und zugleich Rechte – als Verfasserin noch deutlicher positionieren zu können. Webers Wiener Aufenthalt ab dem 21. September⁴⁰ wurde damit also bemerkenswert anders, als er sich ihn zuvor gedacht hatte. Noch in Dresden verfaßte die Chézy den folgenden Briefentwurf an einen ungenannten Adressaten, möglicherweise Wallishausser:⁴¹

„Euer Wohlgeboren

beehre ich mich Nachricht zu geben daß ich unterm Datum des 18 Aug: an die sieben Direktionen von Berlin, München, Caßel, Stuttgart, Braunschweig, Mannheim u Frankfurth am Mayn geschrieben, u[n]d dieselben benachrichtigte »daß ich den königl: Capellm. v. Weber in Kenntniß gesetzt ich fände es in jeder Rücksicht angemessner, das Honorar, welche ihre Geneigtheit mir auf dessen Antrag bewillige direkt von ihnen aus zu beziehen, als denselben den Umweg über Dresden nehmen zu lassen. Deshalb ersuchte ich um gütige Bestimmung, wie hoch ich die Quittung stellen solle, u wann ich diese zu seiner Zeit einzusenden habe?«

³⁹ Wienbibliothek, H. I. N. 26162.

⁴⁰ Vgl. Frank Ziegler, »[...] wahr und genau aufgezeichnet« – Webers Wien-Besuche 1822/23 und die Rezeption seiner Bühnenwerke in der Kaiserstadt 1821–1829 im Spiegel zeitgenössischer Erinnerungen“, in: *Weber-Studien*, Bd. 8, S. 433–527. Hier werden auch Tagebuch-Auszüge von Wiener Persönlichkeiten zitiert, die Zeuge der Aufführungen und des anschließenden Konfliktes wurden sowie außerdem Weber und Chézy vielfach persönlich begegneten. So sind etwa in Ludwig Costenobles (1769–1837) Tagebuch eine Reihe „wunderlicher“ Schilderungen der Chézy und ihrer Söhne enthalten. Weitere wichtige Quellen dieses Beitrags, dessen Inhalte hier nicht wiederholt werden können, sind die Tagebücher von Peter Johann Köppen (1793–1864), Matthias Franz Perth (1788–1856) und Joseph Carl Rosenbaum (1770–1829).

⁴¹ BBAW, Archiv, NL Chézy 908 auf Bl. 3; Fragment. Der Buchhändler Wallishausser wäre insofern als vorgesehener Adressat recht wahrscheinlich, da unten eine Bezahlung von sieben „Copien“ (Druckexemplaren?) des *Euryanthe*-Librettos erwähnt wird.

Dieser einfache u Niemand befremdende noch irgend verletzende Ausweg hat sich meinem Nachdenken als der Beßte dargeboten, indem es mir unmöglich fiel länger auf die Entschließung des H. v. Weber, mich in das Klare zu bringen, zu warten. Sey es nun daß derselbe im Ernst bis 18 Julius u später noch keine Nachricht gehabt, sey es daß dies Zurückhalten Laune u Eigensinn gewesen, er, der hoch in die Tausende längst bezogen u in einem blühenden Wohlstand lebt, kann mir, deren Arbeit, wenn auch nicht deren Ruhm bey der Sache eben so anstrengend war, nicht verargen, daß ich um die paar hundert Thaler, die mir kümmerlich zugezählt werden, einen Schritt thue, der ihm keinen Nachtheil bringen kann, u zu dem mich sein Abzug von der ersten Sendung vollkommen berechtigt, da ich nicht mehr in seiner Schuld bin. Für die sieben Copien der Euryanthe werde ich in Dresden bei erster Gelegenheit die siebenmahl 20 Groschen auszahlen lassen, [...]“.

Im Anschluß an ihre Reise oder vielmehr Übersiedlung nach Wien traten Chézys finanzielle Probleme noch deutlicher zutage, was sie dann zum Anlaß nahm, sich gegenüber ihren dortigen Bekannten noch weitaus deutlicher über ihre Ideen zu äußern, welche Ansprüche sie anmelden könne. So borgte sie etwa anfangs bei Castelli, der sich aber am 1. Oktober 1823 aus Wien bei Chézy in Baden meldete: Da er gerade übersiedle, bitte er darum, ihm die an sie verliehene Summe von 100 fl. WW zurückzustellen⁴². In diesen Tagen scheint Chézy ihre mißliche Situation noch insoweit verdrängt zu haben, als sie über Wien als Aufenthaltsort noch gegenüber einer Freundin in Deutschland schwärmte⁴³. In den Tagen der Endproben der *Euryanthe* – und genau an jenem Tag, an dem sie die Niederschrift der *Rosamunde* vollendete⁴⁴, – ging Chézy nun offensiv daran zu versuchen, ihre Honorierungs-Ideen durchzusetzen. Aus ihrer Feder hat sich in ihrem Nachlaß ein diesbezüglicher Entwurf („Wien d. 15 Oktober 1823“) zu einer Stellungnahme erhalten:⁴⁵

⁴² Biblioteka Jagiellońska, Kraków, Sammlung Varnhagen 43.

⁴³ Am 3. Oktober 1823 meldete sich Chézy bei Amalie Schoppe: „Wollen Sie einmahl Ihren Aufenthalt aendern, so glaube ich Ihnen Wien anrathen zu dürfen. Mehr darüber in einer ruhigern Stunde.“ Sie müsse nun „Theatergeschäfte“ besorgen: „Eine sehr angenehme Plage.“; Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Handschriftenabteilung.

⁴⁴ Von dieser Frühfassung, die sie am 15. Oktober vollendet hatte, scheint sich derzeit nur ein Bruchstück erhalten zu haben, vgl. Till Gerrit Waidelich, „Ein fragmentarischer autographischer Entwurf zur Erstfassung von Chézys Schauspiel »Rosamunde«, in: *Schubert durch die Brille. Internationales Franz Schubert Institut, Mitteilungen* 18, Tutzing 1997, S. 46-57.

⁴⁵ BBAW, Archiv, NL Chézy 100.

„Der königliche Capellmeister C. M. von Weber hatte mir am 13 Julius 1823 in Dresden versprochen, in einer bleibenden Formel um ein anständiges Honorar für die Dichtung Euryanthe die derselbe nicht zu seinem Eigenthum erkaufte hat, von der verehrl. H. Theater Direktion beym Verkauf der Oper mit auszubedingen.

Ruhig über diesen Gegenstand, in der festen Hoffnung der Ruhm anständig u würdig für seinen Dichter gesorgt zu haben gehöre mit zur innern Beruhigung u zum äußern Ruf eines so hoch stehenden Mannes verlor ich kein Wort mehr über die Sache, bis ich mehrere Wochen nach Hrn Webers Ankunft in Wien mich veranlaßt fand, überall wo ein Ertrag für meine litterarischen Bemühungen zu hoffen, um denselben anzusuchen, mithin auch dem H. K. v. Weber die Bitte als Freund zu thun, mir einen Abschlag auf das, wahrscheinlich in kurzem von mehreren Seiten eintreffende Honorar für meine Operndichtung auf das herzlichste u vertrauensvollste zu ersuchen.

Der H. K. v. Weber überraschte mich mit der Erklärung, Er könne für nichts in der Welt eintreten, mithin nichts auf Abschlag geben. Die ganze Sache sey ein bloßer Versuch.

Da nun meine Dichtung kein Versuch ist, sondern in ihrer Eilften Umarbeitung vollkommen den Wünschen und Absichten des Compositeurs entspricht, nachdem die Achte Umarbeitung in zwey Akten bereits von Ihm u von der k. k. Administration des H. O. Th. in Wien *recipirt*, von der Censur admittirt, u für Wien honorirt war, so konnte ich mich bey dieser, mich vollkommen benachtheiligenden Erklärung nicht beruhigen, u ersuchte den H. K. v. Weber mich durch eine Versicherung aus 600 Thaler, worin 25 mir vorgeschossne *Dukaten* mit einbegriffen, zu beruhigen, da meine Dichtung unmöglich umsonst mit in den Kauf gehen kann, u die lange, anhaltende Bemühung noch nach der 9ten Umarbeitung seit Februar 1822 wohl verdient daß mir ein bescheidener Antheil an dem Erfolg zugesichert werde.

Bey dem Mißverstehen meiner Ausdrücke, welche nun H. v. Webers irrige Ansicht von seiner Pflicht gegen mich, nicht seine Rechtlichkeit u Ehrliche anzugreifen gemeint waren, blieb mir nichts übrig, als H. v. Weber in Gegenwart seines Freundes *Castelli* zu erklären:

Ich wollte H. v. Weber die Achte Umarbeitung der *Euryanthe* in Zwey Akten, in der Gestalt, wie sie von der k. k. Administration in Wien *recipirt* u von der O. k. k. Censurbehörde admittirt war, März 1822 u mit 30 Dukaten für Wien honorirt, nicht aber und mit nichts

vom Compositeur, wie ich im Februar 1822 bereits freywillig u schriftlich gethan, überlaßen, auch gestatten daß die neue Umarbeitung in drey Akten u mit der neuen Catastrophe hier in Wien aufgeführt werde, allein nirgend sonst, u überhaupt von HvWeber nicht benutzt werden könne.

Hierauf wurden noch mehrere Worte gewechselt u H v Castelli bat den H. K. von Weber bey dem [ursprünglich: nicht recht lesbar, darüberschrieben:] Vorschlag stehn zu bleiben, den ich that: Er solle mir eine jetzt zu bestimmende Summe ein für allemahl zahlen, um das Eigenthumsrecht zu kaufen.

Herr von Weber aber schlug dagegen vor mir 50 Dukaten auf Abschlag zu geben, u ich nahm den Vorschlag unter der von H. v. Weber selbst anerbottenen Bedingung an: daß er mir den eben noch sich ergebenden Ueberschuß von den einkommenden Honoraren auszahle.

Die mir bey H. Musikverleger Steiner aber heut 15 Okt: vorgelegte Clausul, würde mich nicht blos zu Hn Webers Schuldnerin machen im Fall er mein Interesse mit Laugigkeit betreibt, sondern ich soll mich für diese Abschlag-Summe, die er mir jetzt nur als Darlehn bewilligen will auch zugleich meiner Eigenthums Rechte entäußern.

Noch bis jetzt ist es unerhört gewesen daß ein Compositeur eine Operndichtung für ein Darlehn erstanden. Ich kann in diese Clausul nicht willigen

Verpflichtet für die Bereitwilligkeit H. von Webers, mir in einem Augenblick, wo ich es wünschen muß durch einen Abschlag auf den Ertrag unsrer Unternehmung beizustehn – u beseelt von dem herzlichsten Wunsch ihm in keiner Rücksicht weh zu thun, schlage ich folgende Clausul vor:

Ich unterzeichnete bekenne vom K. K. C. M. v. Weber auf Abschlag von dem für meine Operndichtung mir zu kommenden Honorare von 13 H. Th. Direktion[en] 50 *Dukaten* in Wien 16 Okt. u 25 Dukaten in Berlin Nov: 1822 empfangen zu haben, da Herr von Weber statt jeder persönlichen Abfindung mit der Dichterin sich verpflichtet hat in einer von ihr selbst entworfenen Formel ein anständiges Honorar von den Direktionen zu Berlin, Darmstadt, ⁴ Dresden, ⁴ Caßel, ^x Hanover, ^x Braunschweig ⁴ Carlsruhe, ^{50d} München, ^{4f} Frankfurth a/M. ^x Stuttgardt u Prag ^x zu verlangen⁴⁶.

⁴⁶ Die hochgestellten Honorar-Notizen sind später nachgetragen.

Der H. Kapellmeister von Weber verspricht den Ueberschuß von 75 der Dichterin vorgeschossenen Dukaten, je nachdem die Honorare eintreffen, an dieselbe einzusenden, wogegen ihm die Dichterin von jetzt an volle Freyheit giebt die Dichtung Euryanthe in ihrer jetzigen Gestalt, wie sie sie im Junius a. c. mit der letzten Handanlegung für ihn vollendet an alle deutschen Theaterdirektionen (mit Ausnahme derjenigen im Auslande Z. B. Holland, Elsaß Stockholm, Petersburg) u zum Klavier Auszug zu⁴⁷ seiner Musik zu verkaufen.“

Weber stellte den Sachverhalt und den Verlauf des Diskurses in seinen Notizbüchern gleichfalls als äußerst unerquicklich, aber wesentlich pragmatischer dar, es wird hier darauf verzichtet, die Einzelheiten mit Chézys Darstellung zu konfrontieren:

29. August: „Brief von Kopelwiser und Chezy erhalten.“

4. September: „geschrieben an Kopelwieser Chezy eingeschloß.[en]“

10. Oktober „Brief von der Chezy erhalten. Antwort geschrieben, und durch Steiner hingeschikt. [...] Nachmittags 2^{tes} Schreiben der Chezy. unbeantwortet gelaßen“

11. Oktober: „Biedenfeldt als Abgesandter der Chezy.“

12. Oktober: „um 12 Uhr mit der Chezy in Gegenwart des Castelli verhandelt, über ihr unsinniges Betragen und Forderungen. Sie trieb die Frechheit oder den Wahnsinn so weit sogar abzuleugnen was sie mir vorgestern geschrieben, geschweige denn frühere Quittungen. als ich ihr alles vorlegte, mußte sie freilich verstummen, erklärte aber, daß sie mir das nicht habe schicken wollen. Mein Mitleid mit ihrer hülflosen Laage bestimmte mich endlich ihr noch ein Darlehen von 50 # zu Versprechen, um für ewige Zeiten nichts mehr mit diesem erbärmlichen Weibe zu thun zu haben.“

23. Oktober: „H. Dr. Mosing kam Namens der Chezy. [...] abermaliger Verdruß mit Chezy wegen Buch.“

Als nun die Uraufführung stattgefunden hatte, schien es zunächst noch nicht recht entschieden zu sein, ob sie erfolgreich war oder nicht. Bekanntlich war das Echo in den Feuilletons zunächst nicht so skeptisch oder gar ablehnend, wie es später nach und nach wurde. Viele Journalisten hatten sich bereits auf einen sensationellen Erfolg eingestellt, und am Tenor einiger Kritiken ist dies auch deutlich abzulesen. Am 24. November 1823, also einen Monat nach der Uraufführung, als schon feststand, daß die Oper nicht den erhofften

⁴⁷ Korrigiert aus „verk“.

Erfolg erzielt hatte, sicherte Barbajas Stellvertreter Louis Duport der Chézy zu, ihr, obwohl sie den Preis des Buches von *Euryanthe* anerkannt und die Administration den vereinbarten Preis gegen Quittung bezahlt hatte, weitere 80 fl. C. M. zukommen zu lassen, Chézy möge auch die neue Zuwendung quittieren. Die Bewilligung und Auszahlung dieser Summe sei durch die Änderungen begründet, welche Chézy, ihrer Erklärung nach, aufgrund von Webers Forderungen durchzuführen genötigt war⁴⁸.

Nach Webers Abreise von Wien aber hatte sich unter den Verantwortlichen der Wiener Hoftheateradministration rasch entschieden, daß man wegen des nicht erwartungsgemäßen Publikungszuspruchs das Werk den üblichen Kürzungen unterziehen müsse. Damit wurde Conradin Kreutzer beauftragt, der das Dirigat von Weber übernahm und durchaus daran interessiert war, eine positive Einstellung des Publikums für Deutsche Opern herbeizuführen, wie dies auch für andere Komponisten gelten dürfte, die auf die Uraufführung ihrer von der Administration bestellten Werke hofften (etwa Franz Schubert mit seinem bereits angekündigten *Fierrabras*). Die Kürzungen, über die Weber sich ärgerte, rechtfertigte Kreutzer noch siebzehn Jahre später, als ihm die Eingriffe in die Partitur vorgehalten wurden, explizit als für den Erfolg der *Euryanthe* in der Theaterpraxis unabdingbar⁴⁹.

Chézy hingegen sah gerade in Kreutzers Kürzungen und seinem Dirigat die Ursache für die immer lauere Aufnahme der *Euryanthe* beim Publikum. Das führte bei ihr nun zu einem innerfamiliären Konflikt: Sowohl für ihren Vater, als auch für ihre beiden Söhne war sie stets bemüht, eine ausgewogene finanzielle Versorgung zu gewährleisten. Gegenüber ihrem Mann, dem Orientalisten Antoine-Léonard de Chézy (1773-1832) in Paris⁵⁰ und dem mittellosen

⁴⁸ BBAW, Archiv, NL Chézy 351: „Madame | L'ad^{on} quoi qu'ayant accordé le prix du livre d'euryanthe et payé contre quittance le prix convenu, accorde néanmoins avec plaisir =80=fl. en bonne monnoie, qui seront payés en votre faveur et dont vous êtes priée devouloir bien joindre votre quittance au mandat cy-joint./Cette gratification est motivé sur les énormes changements que vous déclarez avoir du faire au livre d'après les intentions dem. Weber. | J'ai l'honneur d'être | Madame | Votre très humble et très | obéissant serviteur | L Duport | V.W. Barbaja | Vienne le 24. 9^{bre} 823.“

⁴⁹ Kreutzers Stellungnahme im Brief an Anton Schindler vom 25. Dezember 1840 abgedruckt in: *Carl Maria von Weber*. „... wenn ich keine Oper unter den Fäusten habe ist mir nicht wohl“. Eine Dokumentation zum Operschaffen, Ausstellungskatalog der Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz, Wiesbaden 2001, S. 160; vgl. auch die Zusendung Schindlers an die Leipziger *Neue Zeitschrift für Musik*, Bd. 14, Nr. 8, 25. Januar 1841, S. 33f. (Brief auf S. 33).

⁵⁰ Antoine-Léonard erfuhr durch den Brief der Chézy vom 4. Dezember, daß voraussichtlich am 18. Dezember ihre *Rosamunde* aufgeführt werde, die *Euryanthe* am 26. [vielmehr

Vater Friedrich Carl von Klencke (1762-1826) in Hamburg mußte sie sich offenbar ständig für ihren unsteten Lebensstil und die mangelnde Bereitschaft, auf eigenen Beinen zu stehen, rechtfertigen⁵¹. Dies nun mag den teils aggressiven Ton gegen Weber in ihren Briefen an enge Vertraute erklären. An ihren Vater schrieb sie – als sie durchaus noch große Erwartungen in künftige Erfolge im Theater an der Wien (*Rosamunde*) und im Burgtheater (*Der neue Narziß* hier als *Der Wunderquell*) setzte – aus „Wien, d. 2. Dez. 1823“ in etwas fahrlässig formulierten Sätzen, die sie vermutlich in einer anderen Form (oder auch gar nicht?) an ihn abgesandt hat:⁵²

„Liebster Vater! Dein Briefchen hat mir unendlich wohl gethan, ich habe auch gleich geantwortet, aber nach meiner dummen Weise, so wie ich an die 200 Briefe liegen habe, den Brief nicht abgeschickt. Ich sende dir hier ein neues Stück, u einen Brief an die Direktion. Wenn dir das Honorar ausgezahlt ist, so verzehre es auf meine Gesundheit, es thut mir wund u weh in das tiefste vom Lebenskern daß mir, theils durch Webers Betrügerei, die Hände so gebunden sind, daß ich so gar nichts für dich thun, so gar nichts dir seyn kann – Hier kann man nicht einmahl leicht Abschreiber haben, sonst hätte ich dir dies, am 15 Okt. schon fertige Stück, das hier 20 December a. d. Wien [Ausstreichung] aufgeführt wird, schon früher geschickt, aber das verwünschte Abschreiben! – Ein sehr niedliches Lustspiel außer dem Neuen Narziß habe ich auf der

25.] Oktober gegeben worden sei und diese keinen Erfolg erzielt habe, da die Musik nicht überzeugt und Weber ihre Wirkung schlecht kalkuliert habe. Seit sie sich in Wien aufhalte, habe sie Einnahmen von 100 Gulden erzielt, dies aber lediglich vom Münchner Theater für das Drama *Rosamunde*, und zwar bar auf die Hand durch den „Gelehrten“ Herrn von Reichenbach. In ihrem Brief (hier dürfte es sich nicht um einen Entwurf, sondern um den originalen von Wien nach Paris gesandten Brief handeln) heißt es: „*Le 18 Décembre on donnera mon Drame Rosamonde, L'Euryant a été donné le 26 Octobre, elle n'a pas eu de succès la musique est indifférente, Weber a mal calculé ses effets [...]. Depuis que je suis ici j'ai eu: [...] 100 florins du theatre de Munich pour le Drame Rosamonde, qu'un Savant, Mr de Reichenbach a payé tout de suite.*“; BBAW, Archiv, NL Chézy 748.

⁵¹ Schon 1822 berichtet sie an ihren Mann u. a. über *Euryanthe*: „*Weber m'a donné 400 francs de mon opéra, que j'ai fait en 15 jours.*“ Sie habe vermutlich auch von anderen Theatern Einkünfte zu erwarten, zählt Städte auf; BBAW, Archiv, NL Chézy 747, Bl. 117 (Originalbrief, vgl. Anm. 50/52).

⁵² BBAW, Archiv, NL Chézy 100. Chézy hat ihre Briefe an ihren Mann Antoine-Léonard (vgl. Anm. 50f.) sicher aus dessen Nachlaß wieder zu sich genommen. Bei jenen an den Vater ist dies aber ungewiß. So mag es also sein, daß sie auch diesen Briefentwurf, in dem sie thematisiert, daß viele Briefe gar nicht durch die Post zugestellt wurden, bei sich behielt und der Vater diesen Brief samt der Abschrift der *Rosamunde* gar nicht erhielt.

Burg, es wird bald gegeben⁵³ (der neue Narziß wird am 29. Dezember auf dem k. k. Burgtheater gegeben⁵⁴) aber ich kann dessen nicht habhaft werden, so wie dies möglich, schicke ich es nach Hamburg.“

Erheblich ausführlicher beklagte Chézy sich am 19. Dezember 1823 dann aber gegenüber der ihr vertrauten Sarah Kaskel, geb. Schlesinger (1774-1858), in Dresden:⁵⁵

„Die Euryanthe stirbt hier des blaßen Todes, macht leere Häuser, ud man kann dem Publikum nicht Unrecht geben, ich sage es ganz ohne Vorurtheil daß, Weniges ausgenommen, es scheint,“ [links am Rand: „# NB. dies gilt doch noch mehr seit dem er fort u das Stück wunderlich zusammengestrichen ist.“] als hätte Weber sich den Kopf zerbrochen den Instrumenten Mißtöne zu entreißen u die schönen Menschenstimmen durch die widrigste Unnatur der Tonsetzung zum heisern Angstschrei zu verwandeln. Doch muß man billig seyn, die Musik schien mir besser, ud alles gieng anders, eh gestrichen war, u als er dirigitte. Jetzt aber ist es nicht zum Aushalten. 205⁵⁶ Zeilen sind heraus, ud alle Uebergänge u Ausfüllungen. Wenn jetzt die Pauken kommen, oder, mit diesem *Tempo* (Kunstausrücke habe ich nicht) der schreiende Leichenkonduktsmarsch der Hochzeit Eglantines geblasen wird, so möchte man aus der Haut fahren, neunmahl habe ich die Euryanthe angehört, u mit der ruhigsten Prüfung u dem besten Willen, sie schön zu finden – es gieng nicht. Ausgenommen der erste Chor u der Gegenchor ist kein Fünkchen Melodie im ganzen Stück, es müßte denn der Schluß des auseinandergezerrten Duos Euryanthes mit Eglantine seyn. Die Wortspiele nehmen kein Ende. Der Roßinist soll gesagt haben er lobe sich Roßini,

⁵³ Welches Lustspiel Chézy hier meint, ist nicht sicher zu eruieren. Weder wurde überhaupt ein weiteres neues dramatisches Werk von ihr auf eine (Wiener) Bühne gebracht, noch sind in Tagebuchnotizen, Protokollen oder Nachlaßbeständen konkretere Hinweise auszumachen, die sichere Schlüsse zulassen. Das von ihr (und offenbar auch von ihrem Sohn Wilhelm zu gleicher Zeit gemeinsam oder in einem innerfamiliären Wettbewerb) verfaßte Schauspiel unter dem Titel *Gloriande* dürfte eher nicht gemeint sein, denn es war wie die *Rosamunde* für die Schauspielerin Emilie Neumann verfaßt, die nicht an der Burg spielte und außerdem bald nach Graz wechselte. Erwägenswert wäre allenfalls Chézys bereits Jahre zuvor veröffentlichte Calderón-Adaption *Die Silberlocke im Briefe* (in: *Urania. Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1815*, Leipzig und Altenburg: Brockhaus [1814], S. 171-226).

⁵⁴ Wiener Erstaufführung auf dem k. k. Hoftheater nächst der Burg am 15. Januar 1824.

⁵⁵ Wienbibliothek, H. I. N. 1354.

⁵⁶ Korrektur, daher Zahl nicht eindeutig lesbar.

der Weberianer: geht mir mit dem, das ist 'ne Gans! – Der Roßinianer: E Virtel von maner Gans is mir lieber als all' Euri'Anten (Enten) – die Euryanthe stand dem Weber zu hoch, er soll beym Schützen bleiben (Schütz heißt hier das Weberschiffchen) – Eine Weberei ohne Deßin – die *Enuyante*, die *Larmoyante*, die *Arrogante*, Weber machts wie's Gott will, Roßini, wie wir's wollen – die Euryanthe ist die siebente Freikugel – u. s. w. u. s. w. Die Direktion hat mir jedoch 200 Florin Silber Honorar voll gemacht, ud zwar aus freiem Antrieb – unter aller Critik schmutzig ud gewissenlos in jeder Rücksicht hat sich Weber benommen, selbst gegen die Direktion, die er um 60 Dukaten noch übervorthelt hat, u die nimmermehr ihre ungeheuren Unkosten herausbringt, da die Oper durchaus nichts gemacht hat. Beym Benefiz der Sängerin Sonntag blieben, so geliebt ud geachtet das holde Kind ist, 40 Logen leer, u das Parterre war mäßig voll, Dlle Sonntag war mit 1200 fl. Silber von der Direkt. garantirt, wozu diese dann das Meiste vorschießen mußte Rechnen Sie hier 800 Florin Zuschuß, [Ausstreichung] 1770 Florin Silber in Allem an Weber, 80 an mich, die kostbare Ausstattung u die jedesmaligen Unkosten der Aufführung so finden Sie die Direktion um so mehr zu bedauern als sie sich bey dieser Oper zu erholen vermeinte. Als Weber hier anwesend war, besonders in der letzten Zeit, wo ich, wiewohl fruchtlos, in ihn dringen mußte, hatte er wirklich alles, was ihn nahe umgab, vermocht gegen mich nicht freundlich zu seyn. Nach ud nach sind den Leuten von selbst die Augen aufgegangen, ud man überhäuft mich mit Güte ud mit Beweisens des Vertrauens ud Wohlwollens könnt ich nur so fleißig seyn, als es hier gewünscht wird!

Morgen Abend wird meine Rosamunde gegeben, am 29 mein neuer Narziß in der Burg, unter dem Titel „Der Wunderquell“ dann mein Lustspiel, das Sie kennen, im Carneval. Mein Kreis bildet sich recht angenehm, ud reichhaltiger, als mir gut ist, da jede Bekanntschaft Zerstreuung, oft auch Kummer verursacht. So hat mich der Tod eines sehr lieben Kindes einer Freundin aus Ungarn sehr aficirt.

Ich muß in die Probe – Ich umarme Sie u die lieben Ihrigen mit tausend Segenswünschen. Ich hoffe Sie werden meine Rosamunde in Dresden sehen – die Euryanthe ist, wie ich von meiner theuern Sophie Schroeder höre – auf unbestimmte Zeit wegen der Kränklichkeit der

Minna aufgeschoben⁵⁷. Meine Söhne küssen Ihnen u Ihren holden Töchtern die feinen, lieben Händchen, Wilhelm dichtet auch fleißig, aber ganz insgeheim, u Max ist recht emmsig in seiner Kunst.“

Unmißverständlich äußerte sie sich am 13. Januar 1824 gegenüber einem unbekannten Adressaten:⁵⁸

„Meine Oper hat hier schlechten Erfolg, die Musik ist zu gelehrt und überstudiert, ein Drama von mir wurde schlecht an der Wien gegeben, doch auf dem Burgtheater wird nächste Woche ein kl. Stück aufgeführt, das schon in München viel Glück gemacht. Der Wunderquell.“

Es gelang Chézy jedoch keineswegs, daß man sie als übervorteilte, rechtlose Urheberin eines Erfolgsproduktes wahrnahm, sie mochte klagen so viel sie wollte. Vielmehr solidarisierten sich in diesen Wochen und Monaten zahlreiche Journalisten im deutschsprachigen Raum mit Weber. Dies mag aus der Notiz eines im Vergleich zum *Morgenblatt*, der *Abend-Zeitung* und den Wiener und Berliner Blättern vergleichsweise weniger gelesenen Feuilletons hervorgehen; das Münchner Unterhaltungs-Blatt *Flora* berichtete am 22. Februar 1824 in seinen „Miszellen“:⁵⁹

„Ein Frankfurter Blatt erzählt, die Verfasserin der Euryanthe, Fr. v. Chezy, habe den Komponisten derselben, Hr. Capellmeister Weber, bis nach Wien gewissermassen verfolgt, und demselben noch vor der Aufführung 600 Thaler abgepreßt. – Wir glauben nicht ganz an diese Nachricht, da Fr. v. C. erst kürzlich, als man sie bei ihrem ‚Wunderquell‘ des Plagiats beschuldigt hatte, in der Wiener Theaterzeitung erklärte: ‚Sie sey nicht blos zu ehrlich und zu stolz zum Plagiat, sondern auch etwas zu reich.‘ Ob dies nun heißen soll, zu reich an eigner Erfindungskraft oder zu reich an Geld, lassen wir dahin gestellt seyn.“

⁵⁷ Die im Dezember 1823 begonnenen Proben zur *Euryanthe* konnten aufgrund der Schwangerschaft von Wilhelmine Schröder-Devrient erst im März 1824 wiederaufgenommen werden; die Dresdner Erstaufführung fand erst am 31. März 1824 statt; vgl. Frank Ziegler, „Webers Probenarbeit an der Dresdner Oper“, in: *Weber-Studien*, Bd. 8, S. 108f.

⁵⁸ BBAW, Archiv, NL Chezy 882.

⁵⁹ *Flora. Ein Unterhaltungs-Blatt* (München), Nr. 31, 22. Februar 1824, S. 130. In den Frankfurter *Didaskalien* konnte keine entsprechende Notiz ermittelt werden, wohl aber im Weimarer *Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode*, Jg. 38, Nr. 120, Dezember 1823, S. 984.

Außerdem meldete sich die Chézy am 31. Januar 1824 wiederum bei Karl Theodor Winkler und rechnete – gewiß vergeblich – auf dessen Unterstützung ihres Anliegens.⁶⁰

„Es ist mir angenehm, mein verehrter Freund, daß wenigstens einer der Dichter von Webers Opern ihn wacker erfunden, gewiß! ich werde ihm auch noch diesen Beinamen geben können, u wünsche dies mir u ihm. Weshalb Sie von unserer Mißhelligkeit mit so verhaltner Wehmuth sprechen ist mir unbegreiflich, doch ziehe auch ich es vor darü Schweigen über diesen Gegenstand nicht zu brechen. Da sich mir selbst *Castelli* als Verfaßer jenes Aufsatzes⁶¹ genannt in welchem die absurde Vergleichung mit Schikaneder u die Vorwürfe, als hätte ich nicht aus jeder Kraft für die Erreichung der Zwecke des Tondichters gestrebt, kränken mußten ist es mir gleich wohl lieb daß Sie Bedenken trugen den Aufsatz zu drucken, darum habe ich ihn Ihnen nicht wieder zugeschickt, denn ohne alle Frage mußte in der Abendzeitung, wenn sie Platz zu Ausfällen über mich hat, auch Platz zu meiner Vertheidigung seyn. Wahrscheinl. wird irgend ein Correspondent, der die Euryanthe nicht nach seinem Geschmack findet, der klaßischen, effektvollen u in der höchsten Potenz vollendeten Dichtung der neuen Oper: der Taucher⁶² den Weyrauch streuen, mit dem die Wiener Schöngeister so sparsam gegen mich gewesen.“

⁶⁰ Wienbibliothek, H. I. N. 1355.

⁶¹ Hier dürfte auf einen überraschend früh abgedruckten anonymen Bericht von Castelli – in dem tatsächlich der *Zauberflöten*-Librettist Emanuel Schikaneder erwähnt wird – angespielt worden sein, vgl. *Abend-Zeitung*, 1823, Nr. 265, 5. November, S. 1060 und Nr. 266, 6. November, S. 1063f. Stellt man die von Castelli immer wieder beklagte Zensur (der alle Korrespondenz-Berichte aus Wien unterlagen und die alles verzögerte und beschnitt) sowie den Postweg von Wien nach Dresden, sodann auch mindestens einen Tag für Satz und Korrektur in Rechnung, so ist das Erscheinungsdatum im Grunde kaum mit jenem der Uraufführung in Einklang zu bringen. Mithin dürfte Castelli diesen Text Winkler also schon nach dem Besuch der Proben gleichsam als Privatbrief gesandt haben (dies hat er nachweislich mehrfach so praktiziert). Daß Castelli sich Chézy gegenüber als Verfasser offenbarte, überrascht kaum, es war unter den informierten Literaten („Ludlamiten“ etc.) in Wien durchaus bekannt, daß er für Winklers Blatt schrieb; vgl. Till Gerrit Waidelich, „»er soll's Maul aufmachen«. Schubert im »Tagebuch aus Wien« der Dresdner »Abend-Zeitung« von Ignaz Franz Castelli“, in: *Schubert durch die Brille. Internationales Franz Schubert Institut, Mitteilungen* 18, Tutzing 1997, S. 25-40.

⁶² Die Polemik gegen das Libretto des *Taucher*, um dessen dritte Fassung es sich hier handelt, mag in erster Linie auf den Komponisten Kreutzer gemünzt sein. Der Text von Samuel Gottlieb Bürde könnte von Franz Carl Weidmann revidiert worden sein.

An diesen Brief, der wohl auch im Hinblick auf einen Abdruck ihres Beitrags über die Wiener *Freischütz*-Inszenierung⁶³ verfaßt wurde, schloß sich noch ein ausführliches Postskriptum an, in dem sie sich über den angeblich ungeteilten Erfolg des *Neuen Narziß* (in der Burg als *Der Wunderquell*) sowie jenen des Schauspiels *Rosamunde* (mit Schuberts Bühnenmusik) äußerte⁶⁴.

Noch weitaus deutlicher beklagte sie sich bei dem mit Weber und ihr befreundeten Herausgeber des Berliner *Gesellschafters*, Friedrich Wilhelm Gubitz (1786-1870), im Februar 1824.⁶⁵

„Ich weiß nicht ob Sie es [mit] vielen Ihrer Mitarbeiter so machen, mein werther Freund, u besser dieselben in Ihrem Blatt Vogelfrei geben, wer über sie losziehn will, doch zweifl' ich daß Sie sich auf diese Weise welche erhalten. Ich könnte Ihnen eine Menge Stellen nachweisen wo ich förmlich [unleserliches Wort] bin, u erinnre Sie blos, ob es mir angenehm seyn kann: für Ihr Blatt zu arbeiten, um es mit dem Honorar zu bezahlen u dafür Sottisen einzukaufen? Es greift doch jeder in seinen Busen! den Freymüthigen haben Sie aus ähnlichen Gründen abbestellt! – Was soll auch das ewige Lobpreisen der Novelle im Gegensatz zur Oper Euryanthe? Wenn Weber die Novelle hätte komponiren können, oder eine treu nach der Novelle gearbeitete Oper brauchen, so war ich damit sehr zufrieden, u wenn ich die Novelle nicht, nach allem was schon 1805 in der Litt. Zeit: darüber stand⁶⁶ brav übersetzt hätte, im Farbenton des Originals so würde sie nicht so gefallen. Ist das der Dank

⁶³ Chézys Artikel „Ueber den Freischütz in Wien“, in: *Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften* (Beilage zur *Abend-Zeitung*), Nr. 18, 3. März 1824, S. 69-71.

⁶⁴ „Auch die Rosamunde hatte bey der ersten Vorstellung [am 20. Dezember 1823] ein schönes Publikum u bey der zweyten [am 21. Dezember] ein ganz angefülltes Haus, allein wegen der schlechten Besetzung einiger Nebenrollen u der vernachlässigten Ausstattung (eine Folge der Zwistigkeiten zwischen der Beneficiantin [Emilie Neumann] u der Direktion) mußte ich sie zurücknehmen, u sie wird, in etwas (nur der Form wegen) verändert besser besetzt neu einstudirt werden.“ Das zwei Seiten lange Postskriptum ist mit dem 10. Februar 1824 datiert.

⁶⁵ Wienbibliothek, H. I. N. 29479. In einem Briefentwurf, bei dem anzunehmen ist, daß er mit ähnlichem Wortlaut abgesandt wurde, erwog Chézy gegenüber Gubitz dann am 25. November 1824, daß sie zur Ausbildung des Sohnes Max zum Maler nach Rom gehen wolle; BBAW, Archiv, NL Chézy 786.

⁶⁶ In der genannten Zeitung findet sich keine Besprechung der Novellenausgabe; 1805 ist dort lediglich Schlegels Ausgabe der *Geschichte der Margaretha von Valois* (Leipzig: Junius-sische Buchhandlung, 1803) rezensiert; vgl. *Allgemeine Literatur-Zeitung*, Nr. 205, 31. Juli 1805, Sp. 221-223.

[da]für daß ich sie der Vereinsbuchh. für ein Spottgeld ließ, da sie doch nun schon vergriffen seyn muß?

In nichts kann ich Ihnen Vorschriften machen, bitte Sie aber bey erster Gelegenheit, wo Sie wieder dem Drang nicht widerstehen können elende Schmierer sich dadurch verbindlich zu machen daß Sie nicht streichen was über eine alte, gute u redliche Freundin in Ihr Blatt eingeschickt wird, nicht so beleidigend gegen mich zu handeln, es mir noch dazu für mein Geld zuzuschicken. Es empört mich, u ich bin ehrlich genug es Ihnen zu sagen.

Hier eine nothwendig gewordene Erklärung⁶⁷, um die ich einen Platz erbitte. Ich wünsche Ihnen recht wohl zu leben, u bessere Freundestreue u Pflicht von Andern, als Sie an mir beweisen, denn der Tummelplatz für Unarten gegen mich ist Ihr Blatt.

Helmina von Chezy

Wien 10 Februar 1824.“

In sehr vertrautem Ton – obwohl sie ihn siezt – wandte sie sich am 4. März 1824 vermutlich an den Wiener Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall: Hammer möge bei Antoine-Léonard de Chézy ansuchen, daß dessen Söhne nun endlich auch durch den Vater Unterstützung erführen, denn beide seien ständig krank (es handelte sich im März 1824 um Typhus)⁶⁸.

Als treu ergebener Freund der Chézy erwies sich in diesen Monaten hingegen offenbar der Bibliothekar und nachmalige Herausgeber der Dresdner *Morgenzeitung*, Karl Constantin Kraukling (1792-1873). Er meldete ihr, daß er den geplanten Abdruck des (oben bereits erwähnten) *Freischütz*-Aufsatzes über die Aufführung in Wien in der Dresdner *Abend-Zeitung* mit Kind besprochen habe, der ganz begeistert davon sei, sich aber scheue, ihn an Winkler einzusenden. Kraukling wolle das daher selbst besorgen. Auf einer späteren Seite des Briefes meldet er dann aber freudig, daß Winkler den Aufsatz angenommen habe⁶⁹. Auch Krauklings Brief vom 6. März 1824 an Chézy mag sie

⁶⁷ Vgl. die „Erklärungen“ der Chézy, datiert Wien, Februar 1824, in: *Bemerker* Nr. 9, Beilage zu: *Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz*, hg. von F. W. Gubitz, Jg. 8, Nr. 48, 24. März 1824, S. 238.

⁶⁸ Auch dieser Brief verblieb aus unbekannten Gründen im Nachlaß der Chézy; BBAW, Archiv, NL Chézy 788. Hammer-Purgstall, der sich 1810 in Paris aufhielt, dürfte der Vater von Helminas drittem Sohn (Leopold) gewesen sein (auch Adelbert von Chamisso hielt eine Vaterschaft nicht für ausgeschlossen). Sie war dann in Heidelberg niedergekommen, das Kind verstarb bereits 1811 in Aschaffenburg.

⁶⁹ Biblioteka Jagiellońska, Kraków, Sammlung Varnhagen 103.

mit Genugtuung gelesen haben, durfte sie hier doch Komplimente über die *Rosamunde* lesen⁷⁰.

Am 23. Dezember 1825 schließlich meldete sich Chézy mit der Anrede „Mein verehrter Freund!“ in vertrautem Ton bei Friedrich Kind, bei dem sie sich für seinen Brief mit an sie adressierten Komplimenten bedankt und auf ein offenbar von beiden gleichzeitig bearbeitetes Sujet (*Mira*) eingeht: „Von der Mira von Ihnen“ (also jener von Kind⁷¹) habe sie nichts gewußt, sie wünsche sich aber dennoch, Kind möge die ihre gut unterbringen⁷². Um diese Zeit setzte Chézy auch alles daran, den 17jährigen Felix Mendelssohn Bartholdy für ihr neuestes Libretto nach einem persischen Sujet zu interessieren, und sie plante, die gemeinsame Oper in Wien herauszubringen⁷³.

An den früher in Wien, inzwischen in Berlin wirkenden Moritz Gottlieb Saphir (1795-1858) hatte Chézy vor, am 15. Juli 1826 zu schreiben. Sie wehrt sich in dem Briefentwurf gegen die von ihm verantwortete Darstellung, sie sei nicht Übersetzerin der *Euryanthe*, und beruft sich darauf, daß sie ihm bei der letzten Begegnung in einer Loge des Theaters an der Wien für publizistische Vorhaben verschiedene Texte angeboten habe, über die er zu seinen Gunsten hätte frei verfügen können. Anschließend aber verwahrt sie

⁷⁰ Ebd.: „An Ihrer Rosamunde wird geschrieben und ich werde sie nun bald absenden. Bei der Correctur, die ich selbst besorge, lese ich sie mit vielem Interesse und wir danken Ihnen für diese Mittheilung recht herzlich.“ Aufführungen der *Rosamunde* kamen in Dresden allerdings nicht zustande.

⁷¹ Kinds Erzählung *Mira* erschien 1826 in Wien im Rahmen der *Neuesten Bibliothek*, Bd. 71.

⁷² BBAW, Archiv, NL Chézy 802; „[...] so wie ich also erfahren kann was Sie mir für die Gloriande bestimmen, so bitte ich Sie für mich die Freundschaft zu haben, so viel als ich davon für beide Posten bestimmen kann dorthin anzuweisen. Ich selbst habe in Wien bey den Badkuren meines Wilhelm u bey der Theurung verschiedener Gegenstände sehr viel zugesetzt, u hier ist der eiserne Boden für das Poetische Treiben. Man ist jetzt hier auch über die verschiedenen Todesfälle, welche die Familie betreffen jetzt sehr niedergeschlagen, voll Angst eines neuen Krieges wegen [...]. Ich habe seit der Gloriande nichts geschrieben, u eben erst bin ich mit meiner Rüge über Fr. v. *Genlis* Schändlichkeit gegen mich fertig geworden, u erst gestern konnt' ich mein Mitgefühl über die Leiden der Königin von Bayern – noch ist ihr Alexanders Tod verhehlt – in Liede ausdrücken. Mein Wilhelm ist desto fleißiger, u mein Max malt jetzt sehr lieblich.

Ich bin eilig, weil ich eine Gelegenheit wahrnehme – ein Bekannter u anderer Freund unsres Freundes *Duport* geht schleunig nach Dresden, ich vertraue diesem H. *Dubois* dies Blatt u die Innlage für *Kraukling* an siegeln darf ich nichts.“

⁷³ Till Gerrit Waidelich, „»Wer zog gleich aus der Manteltasche ein Opersujet?« Helmina von Chézys gescheiterte Libretto-Projekte für Felix Mendelssohn Bartholdy“, in: *Mendelssohn Studien. Beiträge zur neueren deutschen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte*, Bd. 12, Berlin 2001, S. 149-177.

Euryanthe von Savoyen.

Aus dem Manuscript
der Königl. Bibliothek zu Paris:
„Histoire de Gerard de Nevers
et
de la belle et vertueuse
Euryant de Savoye, sa mie“
übertragen von
Helmine von Chezy, geb. Freiin Klendke.



Berlin,
in der Vereins-Buchhandlung.
1823.

Titelblatt der Neuausgabe der *Euryanthe*-Übersetzung von 1823

sich auch gegen Saphirs Berichterstattung über die Oper *Euryanthe*⁷⁴, die sich dieser in seiner in den Österreichischen Ländern verbotenen *Berliner Schnellpost* erlaubt habe.⁷⁵

„Was übrigens die Euryanthe betrifft, so ist sie ganz so, wie der selige Carl Maria von Weber sie gewollt hat, ich besitze hiezu nicht bloß eine Menge würdiger Zeugen, denen er, wie mir gesagt: Er ließe sich keine Sylbe u keinen Ton davon losdingen, sondern auch schriftliche Belege daß er selbst sie nach eigenem Gutdünken umgearbeitet hat, diejenigen also, denen die Dichtung gar nicht gefällt, u die darauf schimpfen, beleidigen nicht mich, sondern den, auch von mir, aufrichtig u herzlich betrauten Todten. Was die Novelle betrifft, so habe ich sie 1804 in Paris für Schlegel übersetzt, der sie unter seinem Namen zugleich mit der Übersetzung des Merlin von Frau Dorothea von Schlegel herausgab, an welcher ich auch einigen Antheil hatte, dieser Thatsache ist schon in meinen Aurikeln 1817 bey *Dunker und Humblot* erwähnt⁷⁶, ehe ich daran dachte, die Novelle besonders herauszugeben, welches bekanntlich erst 1823 geschehen.“

Eine bemerkenswerte Konsequenz aus ihren Erfahrungen mit Weber und *Euryanthe* war, daß Chézy offenbar danach strebte, im Falle der *Rosamunde* die Rechte auch für die Musik zu erwerben. Selbst wenn ihr das letztlich nicht gelang – schließlich lief bereits die erste (und einzige weitere zeitgenössische) Einstudierung nach der Wiener Uraufführung, deren Protagonistin am Münchner Isarthortheater im Juni 1824 Webers Jugendliebe Margarethe Carl, geb. Lang, war, ohne eine Berücksichtigung der Schubertschen Partitur. Doch verfügte Chézy später zumindest über einen Gutteil der musikalischen Quellen in Abschriften, denn sie bot diese um 1850 in Stuttgart offenbar gemeinsam mit dem Drama als Aufführungsmaterial an⁷⁷.

⁷⁴ Es handelt sich dabei um Saphirs ungezeichneten Beitrag zur Berliner Erstaufführung der *Euryanthe*, in dem dieser sich u. a. darüber ausläßt, daß die Ausgaben der Übersetzung der *Euryanthe*-Novelle von Schlegel 1804 und von Chézy 1823 fast identisch seien, offenbar kannte er den Grund dafür (vgl. Anm. 5) nicht; vgl. *Berliner Schnellpost für Literatur, Theater und Geselligkeit*, Nr. 2, 4. Januar 1826, S. 7f.

⁷⁵ BBAW, Archiv, NL Chézy 856, zwei Briefentwürfe an Saphir, 15. bzw. 16. Juli 1826, Zitat aus dem ersteren (die gesamte hier zitierte Passage ist im 2. Entwurf nicht mehr enthalten).

⁷⁶ Vgl. Helmina von Chézy, „Erinnerungen aus meinem Leben“, in: dies. (Hg.), *Aurikeln. Eine Blumengabe von deutschen Händen*, Berlin: Duncker und Humblot [1818], S. 145.

⁷⁷ Vgl. die Wiedergabe ihres diesbezüglichen Briefwechsels in: *Rosamunde* (wie Anm. 15), S. 42ff.

Auf einem einzelnen Zettel in einem Notizbuch, der mit 1831 datiert ist, als die beiden Erstaufführungen der *Euryanthe* in Paris – sowohl in französischer Übersetzung, als auch im deutschen Original – stattfanden, wiegte sich die Chézy dann doch in seliger Genugtuung. Die Oper erzielte nach ihrem Gefühl „hier die volle Gewalt ihrer Reitze. Minna Schroeder Devrient – Haizinger, Weber, Beethoven, Mozart! Wir haben nichts, was diese aufwiegt! Besonders die Euryanthe hat einen Erfolg gehabt, weit hinaus über Don Juan u Fidelio. Die Sänger konnten sich im letzten Akt vor Kränzen kaum bewegen. Sie war der Schluß der deutschen Vorstellungen, deutsch! wurde sie gegeben, deutsch singen in den Sallons die lieblichen Pariserinnen: Glöcklein im Thale es klingt allerliebste, sie laßen es sich einlernen ohne ein Wort zu verstehen, u meinen_{p]} die Musik [sagt] ihnen, was der Text bedeutet.“⁷⁸

Inzwischen reifte dann auch Chézys Plan, eine Ausgabe ihrer Theaterdichtungen zu veranlassen: In einem Brief vom 3. Februar 1836 aus Karlsruhe teilte sie die Pläne zu einer Gliederung ihrer Werkausgabe mit: „Dritte Abtheilung. Frühere u neue Werke. [...] Gloriande, Drama [...] Rosamunde von Cyprien, Drama, Euryanthe (in der früheren Bearbeitung) Oper“⁷⁹. Es kam jedoch nicht dazu, und weder die *Rosamunde* noch die *Gloriande* sind zu ihren Lebzeiten veröffentlicht worden. Ihre Resignation und zugleich ihr Selbstbewußtsein äußerte sie jedoch immer wieder dezidiert, so etwa auf einem in ihrem Nachlaß überlieferten Zettel vom „Nov. 1841“, auf dem sie in München notierte:⁸⁰

„Der Dichter einer deutschen Oper wird in Deutschland zwar nur für die zufällige Veranlassung gehalten, daß der Componist sie geschrieben, allein das hindert mich nicht, als Dichterin der Euryanthe, u nicht allein, als diese, auch im Namen eines verehrten Todten, anzufragen, warum immer vergessen bleibt in den Wünschen der Theaterfreunde: Carl Maria von Webers vollendetste, grosartige Composition, an welcher meine Dichtung denn doch wahrscheinlich nichts verdorben hat?“

⁷⁸ BBAW, Archiv, NL Chézy 42. Bei dem eingefügten Wort „sagt“ ist ein Schaden im Papier und nur ein Rest lesbar.

⁷⁹ Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar, Cotta-Archiv, Signatur: 88.23.3/10.

⁸⁰ BBAW, Archiv, NL Chézy 100, Zettel am rechten Rand schadhafte; dazu eine Fußnote der Verfasserin: „Anmerkung. Der große Tondichter [verbessert aus: „Componist“] *Felix Mendelsohn Bartholdy* u der geniale Jüngling *Peter Cavallo* haben ganz entzückende Lieder ohne Worte geschrieben, bis zu einer Oper ohne Worte sind wir noch nicht gelangt, man müßte denn solche dafür nehmen, die so gesungen werden, [daß] man [kaum] vom Gesang versteht.“